

Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Philosophisch-historische Klasse

Jahrgang 1954, Heft 5

Carl August von Weimar
in und nach der Kampagne
gegen Frankreich

Von

Willy Andreas

Vorgelegt von Herrn Franz Schnabel am 3. Dezember 1954

München 1955

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung München

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei Nördlingen
Printed in Germany

INHALT

Stand der Forschung, Quellenlage und Problemstellung . . .	5
Feldzugsvorbereitungen, Ausmarsch u. Lagerleben bei Koblenz	11
Aufbruch zur Kampagne und erste Berührung mit den Revolutionstruppen	21
Goethe beim Herzog	26
Fall der Festungen Longwy und Verdun	30
Carl August vor und bei Valmy	33
Rückzug und Stimmungsumschlag	40
Goethe und Carl August in Trier und Koblenz	46
Kampagnenachspiele und Gefechte am Mittelrhein	52
Carl August im Winterquartier zu Frankfurt	57
Verhältnis des Herzogs zu Goethe und seine Beurteilung der Revolution	69

Seitdem uns Goethe in seiner berühmten Spätschrift „die Kampagne in Frankreich“ aus eigenem Erleben beschrieben hat, ist der von ihm geschilderte Vorgang von deutscher wie von französischer Seite immer wieder zum Gegenstand bedeutender historischer Darstellungen gemacht worden. Es sei nur an die Bücher Ludwig Häußers, Heinrich von Sybels, Arthur Chuquets und Karl Theodor von Heigels erinnert. Neue Aufschlüsse über den Hergang als Ganzes, die das geschichtliche Bild der Tatsachen und ihrer Bewertung ändern, sind nach jenen Werken, die wir Meistern unseres Fachs verdanken, kaum mehr zu erwarten. Die Quellen dürften weitgehend ausgeschöpft sein. Sowohl Chuquet wie Heigel hatten sie zuletzt noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Intimität zum Sprechen gebracht, sie auf Grund eigener Forschung vermehrt und in ihrer Interpretation einen hohen Grad vornehmer Objektivität erreicht.¹ Sollte aber je da und dort noch eine Nachlese vorgenommen werden und dabei unbekannte Quellenzeugnisse ans Licht kommen, dann würde das Urteil über die Kriegsereignisse und den für die Verbündeten so unglücklichen Verlauf des Feldzuges dadurch keinesfalls umgestoßen oder auch nur wesentlich beeinflußt werden. Denn in diesem Fall liegen die Dinge für den Historiker – selten genug! – eindeutig klar zutage.

Mit Goethes unvergleichlicher Schilderung sich messen zu wollen, wird wohl niemand so leicht den Mut haben, trägt sie doch trotz einer gewissen Dämpfung und Förmlichkeit, wie sie dem Altersstil des Dichters anhaften, eine ganz eigene Farbe. Mit dem darin vorherrschenden Grau trifft sie die Stimmung des militärischen Alltags und der nach der Kanonade von Valmy so rasch sinkenden Seelentemperatur des Rückzugs vollkommen. Wie viel sie an lebendigen Einzelzügen einer um Wirklichkeitstreue bemühten Geschichtserzählung zu bieten vermochte, ist

¹ Arthur Chuquet: *Les guerres de la Révolution*, 1886 ff., Paris.

Karl Theodor von Heigel: *Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des Alten Reichs*. 2 Bände (Stuttgart u. Berlin, 1899 und 1911).

allein schon daraus zu ersehen, wie oft und wie gern Chuquet als hervorragender Spezialkenner darauf zurückgreift. Andererseits aber begreift man es, daß ein Kriegsberichterstatter vom Range Goethes und von seiner Art, die Dinge zu sehen, den Lesern seines Buches wichtiger blieb als dessen sachlicher Einzelgehalt. Mit Recht rückten die meisten, die sich damit befaßten, das Kunstwerk als solches in den Mittelpunkt. An Bewunderern und Kritikern hat es ihm nie gefehlt. Unter den Vertretern der deutschen Geschichtswissenschaft, die sich zu Wort meldeten, verdient Alfred Dove besonders hervorgehoben zu werden. Als einer der letzten Rankeschüler besaß er auch eine ausgesprochen literarische Ader und wußte feinsinnige ästhetische Würdigung mit Quellenkritik in dem betreffenden Band der Cotta'schen Jubiläumsausgabe zu vereinen.¹

Dem Allgemeinhistoriker kam es weniger auf intime farbige Einzelheiten als auf den Ablauf im großen an, und so konnte es nicht ausbleiben, daß das bekannte Wort Goethes, das er in Valmy am Lagerfeuer gesprochen haben will, eine weit stärkere Anziehungskraft ausübte als alles andere, was er zu berichten hatte. Daher sind der Schrift Goethes selbst heute noch, will man das Bild der Kampagne über den gegenwärtigen Forschungsstand hinaus ergänzen und verfeinern, immerhin noch einige bisher unbeachtete, recht charakteristische Züge abzurufen. Diese Möglichkeit soll denn auch im folgenden dann und wann wahrgenommen werden.

Gleichwohl möchte die vorliegende Studie weniger an dieser als an anderer Stelle einsetzen, und zwar nicht so sehr bei Goethe, vielmehr bei Carl August von Weimar, dem sich seit geraumer Zeit wieder ein erhöhtes wissenschaftliches Interesse zuwendet, sei es, daß die neuere und jüngste Forschung das Ganze seiner kraftvollen, anziehenden Persönlichkeit ins Auge faßt, wie ich es als sein Biograph anstrebe,² sei es, daß sie den Blick auf einzelne

¹ Goethes Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe 28. Band „Kampagne in Frankreich. Belagerung von Mainz“ mit Einleitung und Anmerkungen von Alfred Dove. Stuttgart u. Berlin, o. J.

² Vgl. Willy Andreas: Carl August von Weimar. Ein Leben mit Goethe. 1757–1783. Gustav Kilpper-Verlag Stuttgart (1953), sowie die in den Anmerkungen daselbst verzeichneten Vorarbeiten.

Phasen seines reichbewegten Lebens richtet. Weder die Goetheforscher noch die Historiker, die sich im europäischen Rahmen die Darstellung der Kampagne gegen das revolutionäre Frankreich zur Aufgabe machten, bezogen bisher die Erscheinung des Herzogs von Weimar darin geflissentlich ein. Er wird höchstens gelegentlich und dann meist im Zusammenhang mit seinem Freunde, dem Dichter, als eine Randfigur des allgemeinen Geschehens genannt. Bei dem Unterschied der Größenmaße beider Persönlichkeiten ist das nicht weiter verwunderlich. Die geringe Beachtung, die Carl August als Teilnehmer der Kampagne gefunden hat, erklärt sich auch daraus, daß er nicht in der ersten Reihe der Heerführer stand.

Allmählich führte aber die Pflege der Erinnerung an Weimars große klassische Zeit dazu, daß man dort der mit Goethe so innig verbundenen Gestalt seines fürstlichen Freundes eine Beschäftigung widmete, die um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert mehr und mehr Eigengewicht bekam. Es entstand etwas wie eine eigene Carl-August-Forschung; dank der Anregungen von Erich Marcks, dem die Welt Goethes unendlich viel bedeutete, gewann sie erste organisatorische Umrisse. An anderem Ort habe ich über diese Entwicklung und ihre wissenschaftlichen Hauptleistungen in knapper Form berichtet.¹

Zwei der frühesten Carl August gewidmeten Spezialarbeiten warfen auch für die Erkenntnis der deutschen Auseinandersetzung mit dem revolutionären Frankreich einigen Ertrag ab. Nachdem schon der Weimarer Archivdirektor C. A. H. Burkhardt den Gegenstand als erster angerührt hatte,² behandelte Paul von Bojanowski in seinem Büchlein über Carl August als Chef des 6. Preußischen Kürassierregiments monographisch die

¹ Zuletzt in meinem Geleitwort zu dem jüngsterschienenen ersten Band des Politischen Briefwechsels des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar. Herausgegeben von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmeler. Bd. I: Von den Anfängen der Regierung bis zum Ende des Fürstenbundes 1778–1790. – Quellen zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Veröffentlicht von der Histor. Kommission b. d. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Band 37. (Stuttgart 1954).

² C. A. H. Burkhardt: Im Kampfe gegen Frankreich 1792–1793. Grenzboten 1873. IV S. 281–302.

militärische Rolle und die Leistungen des Herzogs.¹ Sein Verfasser, der ehemalige Leiter der Hof- und Landesbibliothek von Weimar, stellte sich die Aufgabe, lediglich zu schildern, wie sich die äußeren Verhältnisse Carl Augusts, zumal die Beziehungen zu seinem Regiment, in jener kurzen Zeitspanne (1787–1794) entwickelten. Die Kapitel über die Kampagne in Frankreich, die Belagerung von Mainz und den anschließenden Feldzug in der Pfalz machen in der gediegenen, gewissenhaft gearbeiteten Schrift Bojanowskis nicht einmal die Hälfte des Inhalts aus, sind mancher Ergänzungen fähig und bedürfen auch einer geistigen Vertiefung sowohl nach der biographischen wie der allgemein historischen und milieugeschichtlichen Seite hin. Immerhin kam Bojanowski das Verdienst zu, den Grund für die Erfassung dieser Phase im Leben Carl Augusts gelegt zu haben, wobei ihm die Kenntnis der Weimarer Archivbestände zugute kam. – In seiner von mir angeregten Heidelberger Dissertation „Carl August als Soldat“² konnte ein früherer Generalstabsoffizier, Major a. D. Georg Bahls, in streng fachlicher Nachprüfung über die Ergebnisse Bojanowskis in militärwissenschaftlicher Hinsicht hinausgelangen und den Anteil des Herzogs an den Kämpfen der neunziger Jahre genauer umschreiben. Aber auch für Bahls bildeten diese Ereignisse nur einen Ausschnitt der ihm vorschwebenden Gesamtwürdigung der soldatischen Persönlichkeit und Leistung; sie umspannt Carl Augusts Leben vom Eintritt in preußische Dienste bis zu seinem Tode mit dem Blick.

Diesen meinen wissenschaftlichen Vorgängern gegenüber setzte ich mir als Ziel, Carl Augusts Anteil an der Kampagne in Frankreich eigens herauszuarbeiten und ihn in ganzer Figur in den Ablauf der allgemeinen Ereignisse hineinzustellen, damit aber jenen historisch denkwürdigen Vorgang der französischen, deutschen und europäischen Geschichte von seiner Seite her zu beleuchten. Zugleich könnte dieser Versuch, der freilich nicht ganz ohne Lücken bleiben muß, eine Art Gegenstück zu Goethes Darstellung der Kampagne liefern; es hätte den Vorzug, aus sei-

¹ Paul von Bojanowski: Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassier-Regiments 1787–1794 (Weimar 1894).

² Gedruckt 1932 in Berlin-Charlottenburg.

ner eigenen Weimarer Welt zu stammen und doch die Dinge von einer wesensverschiedenen Persönlichkeit her zu zeigen. Rückt so der Fürst für unsere Betrachtung in den Mittelpunkt, so wird man sich natürlich von vornherein darüber klar sein, daß er sich mit der Persönlichkeit des Freundes nicht messen kann. Indessen, steht er auch in der geistigen Verarbeitung und Gestaltung seiner Eindrücke hinter dem Dichter zurück, so ist er doch bedeutend und klug genug, die Frage zu rechtfertigen: Wie spiegeln sich jene folgenschweren Begebenheiten im Geist eines so temperamentvollen Mannes, dessen Horizont und Bildung erheblich über den Durchschnitt seiner fürstlichen Zeitgenossen hinausragte, und was bedeutet Erleben und Erleiden dieses Feldzugs für den Herzog Carl August im Rahmen seiner eigenen menschlich so anziehenden Gesamtentwicklung?

Doch kann es nach allem, was zu Eingang meiner Darlegungen gesagt wurde, nicht meine Aufgabe sein, die Erörterungen der älteren Forschungen über die inneren militärisch und politisch so wenig erfreulichen Vorgänge in den Hauptquartieren der Kriegführenden wieder aufzunehmen. Darüber bieten die einschlägigen Quellenzeugnisse von der Hand Carl Augusts oder seiner Umgebung wenig Neues; eher üben sie sogar eine gewisse Zurückhaltung, wie bei seiner nahen Verwandtschaft zum Herzog von Braunschweig und zu Friedrich Wilhelm II., dessen Schwager er war, verständlich ist. An recht charakteristischen Begegnungen und Gesprächen mit dem Braunschweiger sowie unmittelbaren Auseinandersetzungen Carl Augusts mit dem König fehlt es jedoch nicht ganz, und so fallen denn auch einige Streiflichter auf die handelnden Personen, die nicht ohne historischen Reiz sind. Aufschlußreich ist namentlich, was wir über das Verhältnis des Weimarerers zu dem Monarchen nach der Kampagne während der Operationen am Mittelrhein erfahren.

So wie ich mein Thema formuliert habe, erwuchs mir die Aufgabe, die älteren, in bezug auf Carl August nie völlig ausgeschöpften Quellenbestände neu zu befragen und ergiebiger auszuwerten, als bisher geschehen, also zunächst einmal Goethes eigenen literarischen Wurf der Kampagne in Frankreich sowie seinen Briefwechsel mit Carl August, dem Minister Voigt und ähnliche Zeugnisse mehr. Vor allem liefert das bisher nur schwach

benutzte Tagebuch des herzoglichen Kämmerers Wagner, das ich dank der gütigen Erlaubnis des Goethe-und-Schiller-Archivs im Original einsehen durfte, zahlreiche recht bezeichnende Angaben; sie stoßen zwar das überlieferte Bild nicht um, vermögen es aber durch manche Einzelzüge abzurunden.

In diesem quellenkritischem Zusammenhang sei die Niederschrift des Tagebuchs und sein Verfasser in aller Kürze gekennzeichnet! Es sind die schlichten, ungeschminkten Aufzeichnungen eines braven alten Dieners, voll Anhänglichkeit an seinen Herrn, der für ihn stets der Mittelpunkt bleibt, ohne Liebedienerei, bieder und wahrhaftig. Mit ungelenker Hand niedergeschrieben, tragen sie alle Anzeichen einer unbefangenen Entstehung an sich. Keine Spur literarischer Absichtlichkeit! Bald trug Wagner seine Erfahrungen in einer mit Menschen vollgestopften Bauernstube an einem schmutzigen Tischende oder auf einer Bank, bald im Reisewagen oder im Freien auf seinem Hutdeckel in sein Heft ein. Er schrieb, wie er selbst bekennt, lediglich zu seiner eigenen Nachricht und Wiedererinnerung, vieles aus Augenzeugenschaft, manches auf Grund von Mitteilungen anderer, die meist zuverlässig waren. Nirgends ein Versuch, seinen Herzog und dessen Leistungen, so sehr er ihn bewunderte, künstlich herauszustreichen. So sind diese sauber geschriebenen Oktav-Lederbändchen eine für den Historiker unter allen Umständen wertvolle Quelle, wie denn auch Goethe, der den gutmütigen, menschenfreundlichen, hilfsbereiten Kämmerer schätzte, später Wagners Tagebuch eingehend und mit vielfachem Nutzen heranzog, als er selbst „die Kampagne in Frankreich“ verfaßte.

Inzwischen sind auf meine Veranlassung auch die von Bojanowski und Bahls gelegentlich benutzten Briefe Carl Augusts an seine Mutter, die Herzoginwitwe Anna Amalia, durch einen Herausgeber von musterhafter Sorgfalt der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden,¹ während die Korrespondenz des Fürsten mit seinen amtlichen Hauptratgebern, den Geheimräten Voigt und Schnauß, noch unveröffentlicht im Weimarer Staatsarchiv ruht. Doch konnte sie dort schon vor Jahren von mir

¹ Briefe des Herzogs Carl August an seine Mutter Anna Amalia Oktober 1774 bis Januar 1807. Herausgeg. von Alfred Bergmann (Jena 1938).

eingesehen und sowohl auf ihren biographischen Ertrag wie auf ihre Aussagen über die Kampagnevorgänge untersucht werden. Die mehr auf die auswärtigen Verhältnisse und den Reichskrieg gegen Frankreich sich beziehenden Stücke werden im zweiten Band der Politischen Korrespondenz Carl Augusts, deren Edition im Rahmen der Veröffentlichungen der Münchener Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erfolgt,¹ in Bälde vorgelegt werden können. Stimmungsmäßig höchst aufschlußreich sind namentlich die Berichte des Geheimen Rats und Kammerpräsidenten Schmidt aus dem Frankfurter Winterquartier über Carl Augusts damalige Haltung, nachdem der Rückzug aus Frankreich am Mittelrhein zum Stehen gekommen war.²

So fehlt es nicht an Zeugnissen aus bester Weimarer Quelle, um mit ihrer Hilfe den Versuch einer Studie über den Anteil Carl Augusts an der Kampagne in Frankreich und der Belagerung von Mainz zu wagen.

Seitdem Carl August von dem Nachfolger Friedrichs des Großen zum Generalmajor und drei Monate darauf, am 16. Dezember 1787, zum Chef des Kürassierregiments von Rohr (Nr. 6) ernannt worden war, widmete er einen Teil seiner Zeit dem neuen militärischen Pflichtenkreis. Alljährlich pflegte er sich im Frühjahr und Herbst nach Aschersleben, dem Standort seines Regiments, zu begeben, um Übungen abzuhalten und die Ausbildung seiner Kürassiere zu überwachen. Er war mit regem Eifer bei der Sache und wagte sich gelegentlich sogar mit Reformvorschlägen hervor, die freilich bei Friedrich Wilhelm und den maßgebenden Stellen der zur Erstarrung neigenden preußischen Heeresleitung keine besondere Beachtung fanden, obwohl sie verständige Anregungen enthielten. Unter Umständen dehnte er diese Aufenthalte auf Monate aus. Seine Tätigkeit erweiterte sich,

¹ Politischer Briefwechsel des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar. Herausgegeben von Willy Andreas, bearbeitet von Hans Tümmeler. Deutsche Verlagsanstalt (Stuttgart 1954).

² Auch sie werden, soweit sie politisch oder für die Haltung Carl Augusts charakteristisch sind, im Rahmen der genannten Publikation Berücksichtigung finden.

als ihm am 15. August 1790 die Magdeburger Kavallerieinspektion übertragen wurde. Zu ihr gehörten außer dem eigenen Regiment des Herzogs das der Leibkarabiniers, ferner das Leibkürassierregiment und das Kürassierregiment Ihlow.¹ In dieser Stellung machte Carl August den Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich mit.²

Die erste Hälfte des Monats April über hatte Carl August in gewohnter Weise mit seiner Schwadron in Aschersleben exerziert, hatte bessernd da und dort die Hand angelegt. Wie auch sonst waren Durchreisende und Gäste aus der Umgebung von ihm empfangen worden und hatte er seinerseits den Nachbarn Besuche abgestattet, so dem befreundeten Leopold Friedrich Franz von Dessau und anderen thüringischen Kleinfürsten.

Am 20. April 1792, während Carl August gerade zur Inspektion in Magdeburg war, erging die französische Kriegserklärung. Unmittelbar darauf traf beim Regiment der Befehl ein, sich marschfertig zu machen. Am 6. Mai wurde die preußische Mobilmachung befohlen.

Die Kürassiere waren voll Feuer, unter ihrem Herzog ins Feld ziehen zu dürfen; viele schwuren den Franken Tod und Hölle, berichtet der Kämmerer Wagner, dessen Tagebuch von nun an Ausmarsch und Feldzug begleitet.³ Inzwischen hatte Carl August seinen Freund, den Dessauer, noch einmal gesehen; auch Ferdinand von Braunschweig, der Bruder seiner Mutter Anna Amalia, hatte in Aschersleben Station gemacht und im Hause des Neffen Quartier bezogen. Die Manöver des herzoglichen Regiments, denen der künftige Oberfeldherr beiwohnte, waren zu seiner ausnehmenden Zufriedenheit ausgefallen. Dann hatte er sich sofort vom Exerzierplatz zur Inspektion nach Halle begeben, während Carl August die Gemahlin in Weimar besuchte, wo er etwas über

¹ Für sämtliche obengenannten biographischen Tatsachen und die militärischen Wirkungsfelder Carl Augusts ist auf die ausführlichen Untersuchungen der Dissertation von Georg Bahls: Carl August von Weimar als Soldat (Berlin 1932) zu verweisen.

² Paul von Bojanowskis zu Eingang charakterisiertes Büchlein: Carl August als Chef des 6. Preuß. Kürassierregiments 1787–1794 wird im folgenden kurz bloß mit dem Namen des Autors zitiert.

³ Es wird im folgenden kurz als Wagners Tagebuch angeführt.

eine Woche verweilte. Zwischen Residenz und Garnison war er ja diese letzten Jahre schon immer hin- und hergependelt. Jetzt war wohl die bevorstehende Entbindung der Herzogin der Hauptgrund, weshalb er sich vor dem Ausmarsch trotz der Feldzugsvorbereitungen so oft wie möglich in Weimar sehen ließ. Der Lebensrhythmus des rastlosen, reiselustigen Mannes erscheint in diesen vibrierenden Mai- und Juniwochen noch unruhiger als sonst. Am 23. Mai traf er wieder in Aschersleben ein. In seiner Begleitung befand sich diesmal der Marquis de Bouillé,¹ jener französische General, der einst die mißglückte Flucht seines Monarchen eifrig begünstigt hatte und nun auf den Feldzugsplan des Herzogs von Braunschweig Einfluß gewann. Auch Goethe würdigt in der „Kampagne in Frankreich“ den ehemaligen Kommandanten von Metz einer Erwähnung. König Friedrich Wilhelm von Preußen hatte Bouillé schon zu den Beratungen von Pillnitz (August 1791) eingeladen und aufgefordert, einen Operationsplan zu entwerfen. Noch vor Beginn der Kampagne sehen wir also einen besonders einflußreichen Repräsentanten jenes Emigrantentums, das so verhängnisvoll auf den politischen und militärischen Gang der Ereignisse eingewirkt hat, in Berührung mit Carl August. Es scheint, daß Bouillé, der sich damals vorwiegend in Magdeburg aufhielt und in Weimar nicht nachzuweisen ist, erst unterwegs zu ihm gestoßen, vielleicht ein Stück entgegengefahren ist, um den Herzog in seine Garnison zu begleiten. Möglicherweise handelt es sich um ein ganz zufälliges Zusammentreffen.²

Mit Bouillé und dem Rittmeister von Chasot eilte Carl August tags darauf schon wieder nach Magdeburg, wo er bei dem ihm befreundeten Kammerpräsidenten von Puttkammer abstieg und der vom König abgenommenen Revue beiwohnte. Das freudige Ereignis in seiner Familie veranlaßte den Herzog, sich wieder nach Weimar zu begeben.

¹ Über ihn siehe u. a. auch Gustav Roethe: *Goethes Kampagne in Frankreich 1792* (Berlin 1919), S. 61.

² Dafür spricht, daß Bouillé im Weimarer Hoffourierbuch, das sonst Gäste gewissenhaft verzeichnet, nicht erwähnt wird. Erst Donnerstag, den 14. Juni 1792, wurde der „Chev. de Boufler aus Frankreich zur Tafel gezogen“.

(Freundliche Mitteilung von Herrn Archivrat Dr. Friedrich Facius.) Hoffourierbuch 1792, Hausarchiv Abt. E Nr. 41.

Die Geburt eines zweiten Sohnes, des Prinzen Bernhard, der später sein Leben dem Soldatenberuf widmen sollte, wurde bereits im Zeichen des Mars gefeiert (31. Mai): das Regiment stand dabei Gevatter und der Knabe erhielt den Namen seines berühmten Vorfahren, des Heerführers im Dreißigjährigen Krieg, dessen Biographie zu schreiben Goethe eine Zeitlang im Sinne gehabt hat.¹ Herder hielt die Taufrede, worin er auf die bedeutsame geschichtliche Stunde anspielte.²

In welcher Gemütsverfassung nahm Herzog Carl August die allgemeinen Ereignisse auf?

Auf die Ordre, sein Regiment habe sich für die Kampagne bereitzuhalten, schrieb er seiner Mutter³ aus Aschersleben, der Himmel möge den Frieden erhalten; die Hoffnung darauf hatte er in diesem Augenblick noch nicht aufgegeben. Von der Haltung des Kaisers schien es ihm zunächst abzuhängen, ob dies möglich

¹ Vgl. darüber Hans Wahl, „Goethes geplante Biographie Bernhards von Weimar“ in: „Goethe“, Viermonatsschrift d. Goethesellsch. Bd. VI, (1939), sowie Willy Andreas, „Carl August von Weimar über seine Schweizerreise mit Goethe (1779). Nach Tagebuchblättern und Briefen des Herzogs“. Schweizer Beiträge z. allgem. Geschichte, Bd. VI (1948).

² „Rede bei der Taufe des Prinzen Carl Bernhard von Sachsen Weimar Juni 1792“ in: Herders Sämtl. Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan, Bd. XXXI (Berlin 1889). Es heißt darin S. 558:

„Du bist in einer Zeit geboren, die für Deinen Stand, für die wahre Ehre und Würde Deines Geschlechts merkwürdig ist, und wahrscheinlich in Deinen Lebzeiten noch merkwürdig seyn wird“, redete er den Neugeborenen an. „Denn wie einst eine knechtische Schmeichler-Verehrung die Gottheit der Prinzen übertrieb und sie damit ebenso tief herabsetzte: so wird alles das, was niedrige Leidenschaft des Gegentheiles, aufgebrachter Haß, tollkühne Frechheit, oder auch zu scharfer Tadel ist, Dir desto mehr Gelegenheit verschaffen, Deinen fürstlichen Namen auch mit fürstlichen Tugenden zu zieren, und Dich als einen, der unter vielen Tausenden der Edelste, ihr Vorgänger und Führer an Gemüth und Tapferkeit, an Verstand und Verdiensten ist, der Dich ehrenden Menschheit zu beweisen. Deinem Stande, Deiner Geburt nach trittst Du auf einen Schauplatz, wo Du von vielen gesehen wirst, wo viele, Welt und Nachwelt, Dich beurtheilen und richten.“

³ Vgl. „Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar an seine Mutter, die Herzogin Anna Amalia. Oktober 1774 bis Januar 1807“, herausgegeben von Alfred Bergmann (Jena 1938), S. 108/09, Aschersleben, 29. April 1792. – Abgekürzt wird dieser Briefwechsel lediglich mit dem Namen des Herausgebers zitiert.

sei und die Mobilmachung nur ein Schreckschuß gegen Frankreich sein solle.¹ Werde aber, meint er, dieser Feldzug tatsächlich unternommen, und zwar von den Armeen zweier Staaten, dann werde er sicherlich einer der ehrenvollsten und glänzendsten werden, die es je gegeben habe. Seinen Ursachen nach sei Deutschlands Sicherheit täglich mehr gefährdet. Darüber war er sich klar. Nicht jubelnd, aber voll militärischer Zuversicht und von patriotischem Pflichtgefühl erfüllt, sah er somit dem Kriege entgegen. Für seine Person tat er es mit nicht geringerer Spannung;² es war ja in ihm stets ein gewisser Erlebnisdurst, und daß Prinz Constantin nicht mit gleicher Begier die Möglichkeit ergriff, aus den Ereignissen zu lernen und sich auszuweiten, war ihm unverständlich; hoffte er doch als echter Soldat, das Glück werde ihn wie den Bruder, wenn alles gut gehe, emportragen. Mit diesem seinem Optimismus stand Carl August nicht allein. Auch der Freiherr vom Stein erwartete einen raschen und entscheidenden Verlauf des Feldzugs. Als er die preußischen Truppen ausziehen sah, fühlte er sich sogar an den großen König erinnert. Um so tiefer traf es dann Stein, als schon wenige Wochen später dasselbe Heer, an dessen Kraft und Leistungsfähigkeit er geglaubt hatte, zurückflutete.

Der Anmarsch der fünf preußischen Heereskolonnen zum Rhein, der sich infolge des mitgeführten riesigen Trosses ungewein schwerfällig vollzog, gibt für Carl Augusts Befehlsbereich zu keinen besonderen Beobachtungen Anlaß. Sein Regiment gehörte der zweiten Kolonne an und marschierte an Goslar, Northeim, Göttingen vorüber, den Harz entlang nach Hessen.³

¹ An Anna Amalia; Kassel, 24. Juni 1792. Bergmann, a. a. O. S. 109.

² An Anna Amalia; im Lager bei Salmerode, den 3. August 1792. Bergmann, a. a. O. S. 112.

Auch Goethe schrieb Ende April oder Anfang Mai 1792 an seinen Weimarer Kollegen Geheimrat Voigt (Briefwechsel Goethe/Voigt, herausgegeben von Hans Tümmeler, Bd. I S. 78; Schriften d. Goetheges. 53, 1949): „Das gute Schicksal lasse aus dem bevorstehenden Feldzug keinen Krieg werden. Ich hoffe es. Wir haben in diesen kalkulierenden Zeiten mehr solche Wetter vorübergehen sehen.“

³ Paul von Bojanowski, S. 58.

Es befand sich in vortrefflichem Zustand, verfügte beim Ausrücken über gesunde Pferde und einen lückenlosen Mannschaftsbestand.¹ Der Herzog führte es selbst aus der Garnison, wo viele Tränen der Rührung flossen, heraus, schwenkte aber nach einer Stunde schon ab, um für kurze Zeit nochmals nach Weimar zurückzukehren. Hier war es allmählich auch unruhiger geworden. Voll Spannung sahen die Einwohner die durchmarschierenden Truppen und die glänzenden Stäbe vorbeimarschieren.

Die Anwesenheit des Landesherren schien der aus dem Kriege erwachsenen Verwaltungsaufgaben wegen geboten. Der Durchmarsch beträchtlicher Streitkräfte warf eine Menge schwieriger Verpflegungs- und Unterkunftsfragen auf, denen die natürlichen Mittel des Herzogtums und der schwerfällige Beamtenmechanismus nicht ohne weiteres gewachsen waren. Gern hätte Carl August die Last der Einquartierung von der Bevölkerung abgewendet, sah aber dazu keine Möglichkeit. Ja, er forderte vom eigenen Lande, um als preußischer General im Felde bestehen zu können, einen Zuschuß von jährlich zehntausend Talern, was empfindlich in die Finanzen des kleinen Staatswesens einschneidete.²

Der Herzog stieß, nachdem er zuvor noch in Gotha eine Masquerade mitgemacht hatte, erst am 23. Juni bei Oberkaufungen zur Truppe. „Wie eine Bombe“ sei er bei ihr eingefallen, schreibt er in einem Plauderbrief aus Kassel der Mutter.³ „Gleich herrschte“, so vermerkt Wagner auf das Kommen seines Herrn im Tagebuch, „ein ganzes anderes Leben“ in dem Regiment. An Kassel, das Carl August „täglich toter“ zu werden schien, fiel ihm die Unzufriedenheit mit dem Landgrafen auf; er plage, meinte er, seine Leute zu viel. Er selber fühlte sich gesund, zufrieden und „neugierig“ auf die Dinge, die kommen würden. Eine Erwartung, in der sich Freude am militärischen Handwerk und das Verlangen mischten, im Krieg die Probe aufs Exempel zu machen.

Der weitere Marsch ging dann nahe bei Kassel vorbei über Melsungen, Amöneburg, Marburg nach Dillenburg und von hier nach Koblenz.

¹ An Anna Amalia; Kassel, 24. Juni 1792. Bergmann, a. a. O. S. 110.

² Burkhardt, a. a. O. S. 184 und 285.

³ An Anna Amalia; 24. Juni 1792. Bergmann, a. a. O. S. 110.

Was wir aus dem Tagebuch des Kämmerers über den Herzog selbst, über Land und Leute unterwegs erfahren, zeichnet dem bekannten Bilde Carl Augusts keine neuen Züge ein und ist auch als Milieuschilderung nicht besonders anziehend. Es sind zu meist Berichte über harmlose Quartierfreuden und -leiden, wobei der Schalk, der in Carl August steckte, mitunter herauschaut. So wenn er im Schloß Neustadt bei der Amöneburg den dortigen Amtskeller und seine geschwätzige, gefallsüchtige Frau zur Tafel lädt, um seinen Offizieren einen Spaß zu machen, die die komisch wirkende Person zum Narren halten. Persönliche Begegnungen denkwürdiger Art hatte Carl August auf dem weiteren Marsch zum Rhein hin nicht; es sind solche, die sich aus den Konventionen seines fürstlichen Milieus ergaben und kein höheres Interesse erwecken. In Ockershausen bei Marburg empfing er die Visite seines Schwagers, des regierenden Landgrafen von Hessen-Darmstadt, der einst in Weimar und Ilmenau die Freuden des Sturm und Drang mit ihm geteilt hatte, und stattete ihm tags darauf (3. Juli) seinen Gegenbesuch in Gießen ab, wo sich Landgraf Ludwig damals aufhielt.

In Koblenz zog das Regiment in der Nacht zum 18. Juli über den Rhein und rückte ins Lager bei Rübenach ein. Das herzogliche Zelt wurde, wie der für landschaftliche Reize empfängliche Kämmerer berichtet, an einem „gar artigen Plätzchen“ aufgestellt; man lagerte unter lauter Apfelbäumen, deren junge Früchte aus dem Laube schimmerten. Im ganzen hatten die Ascherslebener Kürassiere, obwohl sie sich geographisch in einer besseren Ausgangsposition befanden als die Einheiten, die aus den östlichen Provinzen Preußens aufbrachen, von der Kasseler Gegend bis zum Rhein fast einen vollen Monat gebraucht.

Als preußischer Generalmajor und deutscher Landesherr führte Carl August seiner hohen Rangstellung gemäß ein ansehnliches Gefolge mit sich, wie sich überhaupt hinter dem Heer ein gewaltiger Troß herwälzte. Außer seinem Geheimsekretär Weiland, einem geborenen Elsässer, und dem Kämmerer Wagner hatte er neun Bediente, ferner Stallmeister, Pferdepfleger und Leibhusaren, Jagdlakaien, einen Mundkoch, einen Küchenbur-

schen und eine Küchenmagd, Boten – zusammen sechzehn Personen, und sieben Hunde verschiedener Rassen bei sich.¹ Eine wahrhaft grandseigneurale Art, ins Feld zu ziehen. Hätte er im Barockzeitalter gelebt, wäre der Aufwand vermutlich noch größer gewesen.

Das Treiben hier in Rübenach glich, solange sich das Wetter günstig anließ, einem Lustlager. Als dann freilich Regengüsse einsetzten, drangen Nässe und Kälte auch durch die dichtesten Zelte.² Damen und Herren von Koblenz kamen häufig; der Herzog empfing viele Besucher, ritt selbst öfters nach Koblenz und nächtigte dort mehrfach. In der fröhlichen Rheinstadt gab es täglich Gastereien, Festmahle, Komödien, Bälle, Konzerte, Illuminationen und andere Lustbarkeiten.³

Am 24. Juli besichtigte König Friedrich Wilhelm II. die Kavallerie, die von General Graf Lottum befehligt wurde, wozu eine Menge Menschen von überallher zusammenströmte. Zwei Tage darauf lud Carl August zu einem großen Frühstück ein, an dem der seinem Vater so unähnliche Kronprinz und Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ferner sein alter Freund, der Markgraf von Baden, und dessen Erbprinz sowie der Prinz von Nassau und seine Gemahlin, die Herzogin von Arenberg und zahlreiche andere vornehme Persönlichkeiten teilnahmen. Auch sein Schwager, Prinz Christian von Hessen-Darmstadt,⁴ mit dem er auf vertrautestem Fuße stand, war zugegen. Ferner weilte der englische Obrist von Gordon, ein alter Bekannter Carl Augusts, in diesen Tagen bei ihm als Gast und nächtigte im herzoglichen Schlafwagen. Man sieht, es fehlte nicht an Bequemlichkeit und gesellschaftlichen Zerstreuungen; noch herrschte das Ancien Régime im größten Teil Europas vor.

¹ So C. A. Burkhardt, a. a. O. S. 281–302.

² Carl August an Schnauß, 28. Juli 1792. Weimarer Staatsarchiv, A. XIX Nr. 111 b.

³ Tagebuch Wagner, 26. Juli 1792.

⁴ Die Charakteristik, die Eleonore von Bojanowski dem Prinzen Christian in ihrer Biographie der Herzogin Luise von Weimar (1903) widmet, läßt die derben Seiten Cristians von Hessen zu sehr außer acht. In dem von mir im Weimarer Hausarchiv eingesehenen Briefwechsel der beiden Schwäger nimmt die Derbheit auch bei Carl August mehr als grobe Züge an, namentlich da, wo sie sich auf das weibliche Geschlecht erstreckt.

In unbefangener Weise setzte sich der fürstliche Lebensstil in diesem Anfangsstadium des Krieges, worin Aufbruch gegen den Feind und Abschied von der Heimat ineinander übergehen, noch durch, als sei das nun einmal nicht anders im Feldleben. In den folgenden Anstrengungen und Entbehrungen der Kampagne aber erfuhr dies naturgemäß eine erhebliche Einschränkung. Nur genoß Carl August auch jetzt noch meist die Annehmlichkeiten der Unterkunft im eigenen Wagen und Zelt, zu dem übrigens ein kleiner Feldofen gehörte. Den konnte man zur Not in schlecht heizbare Quartiere mitnehmen.

Die uns fast lässig erscheinende Art der damaligen Kriegführung bot einem so lebensfrohen und lernbegierigen Mann wie dem Herzog von Weimar öfters Gelegenheit, mit den maßgebenden Persönlichkeiten zusammen zu sein. Gerne ergriff er sie. Carl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war sein Ohm, der König von Preußen sein Schwager. In der Fürstenbundzeit war er mit beiden politisch in intemem Gedankenaustausch gestanden. Bald sollte er auch die militärischen Grenzen dieser Persönlichkeiten kennenlernen. Damals hatte Carl August erfahren müssen, wie die Haltung des Monarchen ihn in seinem eigenen politischen Tatendrang, zumal seinen hochfliegenden Reichsreformplänen hemmte; in bitterer Verstimmung war die Ära des Fürstenbundes für ihn selber zu Ende gegangen.¹ In diesem Feldzug mußte er nun erleben, daß auch sein militärischer Ehrgeiz sich im Dienste Preußens nicht voll entfalten durfte: der König bot ihm nicht alle Möglichkeiten, die er sich wünschte und für erreichbar hielt. Ebensowenig konnte er in seiner erwartungsfreudigen Stimmung damals ahnen, daß die strategische Leistung des Braunschweigers für ihn wie für das gesamte Heer zur Quelle der Enttäuschungen werden würde; denn jener galt noch als einer der hervorragendsten Feldherren der Zeit, und der leicht errungene Triumph des militärischen Spaziergangs (1787/88) nach Holland hatte in vieler Augen jenes von früher her nicht unverdiente Ansehen noch erhöht.

¹ Siehe dazu den von H. Tümmeler bearbeiteten ersten Band des Politischen Briefwechsels Herzog Carl Augusts (1954). – Vergleiche auch W. Andreas, „Preußen und Reich in Carl Augusts Geschichte.“ Rektoratsrede, Heidelberg (1932).

Im Koblenzer Hauptquartier, wo während des Aufmarsches der Armee ein bewegtes Leben herrschte, kam Carl Augusts Menschenhunger auf seine Rechnung. Gleich zu Beginn lernte erhier die Prinzen des französischen Königshauses kennen, speiste zusammen mit Monsieur und dem Grafen von Artois, ohne daß wir erfahren, welchen Eindruck sie auf diesen klugen Beobachter machten.

Zu den Bekanntschaften, die Carl August in dieser Zeit machte, zählte auch Prinz Karl Heinrich von Nassau-Siegen, der an Bougainvilles Weltumsegelung teilgenommen hatte und auf eine militärische Laufbahn von abenteuerlicher Buntheit zurücksah, hatte er sich doch bei Gibraltar durch die Schwimmenden Batterien einen Namen gemacht und zuletzt als russischer Admiral gegen Türken und Schweden gefochten. In einem Brief an seine Mutter¹ nennt ihn der Herzog „einen sehr merkwürdigen Mann, der ganz anders ist als ich ihn mir vorgestellt habe“. Was ihn so eigenartig an dem Prinzen berührte, dessen Lebenslauf selbst in diesem kosmopolitischen Jahrhundert nichts Alltägliches war, erfahren wir nicht. Carl Augusts Kämmerer aber war nicht wenig stolz, eine solche Berühmtheit der Galerie bedeutender Persönlichkeiten einreihen zu dürfen, die er im Laufe seines Lebens als Diener seines Herrn kennengelernt hat.

Der Prinz gehörte dann, wie namentlich Chuquets Darstellung hervorhebt, zu den Vertretern einer möglichst energischen Kriegführung, wobei dem temperamentvollen Mann allerdings die auch in den Emigrantenkreisen herrschende Unterschätzung der Revolutionsheere unterlief. Er meinte es mit undisziplinierten Soldaten zu tun zu haben, denen man durch kühnes Vorgehen leicht beikommen könne.²

Die erhitzte Luft der antirevolutionären Stimmung, die der Herzog im Koblenzer Hauptquartier atmete, wirkte auf seine Beurteilung der innerdeutschen Verhältnisse zurück.³ Seinen

¹ Brief an Anna Amalia; Horchheim, den 11. Juli 1792. Bergmann, a. a. O. S. 111.

² Vgl. A. Chuquet, a. a. O. Bd. I, namentlich S. 202 ff.

³ An Voigt aus Koblenz, 15. Juli 1792. Haus- und Staatsarchiv Weimar A XIX Nr. 123 fasc. 1.

Vgl. zu den Jenaer Wirren Fritz Hartung, „Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775–1828“ (1923) S. 168 ff.

Geheimrat Voigt spornte er an, in den Jenaer Studentenunruhen kräftig zuzupacken, die sich aus einer Bewegung zur Abschaffung der Duelle entwickelt hatten, und namentlich die Orden auf alle mögliche Weise auszurotten; die Studenten schöpften daraus die Lockung „zu demokratischen Schwärmereien“ und warteten oft auch nach Beendigung ihrer Universitätsjahre nur auf Gelegenheit, damit hervorzutreten. Er könne Voigt versichern, es sei „keineswegs eine Chimäre, daß die Verpflanzung neufranzösischer Grundsätze auf deutschen Boden gefürchtet werde“. Er habe hier Beweise erhalten, daß ohne die kräftige Gegenarbeit von Österreich, Preußen und Rußland „die Unruhen schon in mehreren Teilen von Deutschland würden ausgebrochen sein“. Voigt möge zusammen mit dem Gothaer Ministerium ein wachsames Auge auf die Entwicklung der Dinge in Jena haben. In gleicher Art, ja noch mehr zum Grundsätzlichen gesteigert, gibt er Besorgnisse und Warnungen auch fürderhin zu erkennen.¹ Je mehr er höre und sehe, schreibt er fast zwei Wochen später an Voigt, desto mehr überzeuge er sich: „es sei ein wahres Glück, daß die großen Mächte der Anarchie, welche gewiß die ganze Menschheit bedrohe, den Kopf abbeißen“. Es sei unglaublich, wie sehr der Mittelstand in allen Ländern vom „Schwindelgeist“ und unter Vorspiegelung von allerhand Scheingründen und Träumereien von der Sucht angesteckt sei, sich zum Herrn der Schöpfung machen zu wollen. Als ein anderes Hauptübel bezeichnete er allerdings auch das mangelnde Zutrauen der Regierungen. Statt sich gegen einen erkannten „alten Mißbrauch“ zu wenden, wagten sie dies nicht aus Furcht, wenn ein Riegel verschoben werde, würden alle Balken und Bänder nachlassen.

Ende des Monats setzte sich die Armee in Richtung auf die lothringisch-französische Grenze in Bewegung. Carl August brach mit seiner Truppe am 30. Juli auf. Schon jetzt begannen die unaufhörlichen Regengüsse, über die seines Kämmerers Tagebuchblätter immer wieder berichten; auch verzeichnet Wagner

¹ An Voigt aus dem Lager bei Rübenach, 27. Juli 1792. Haus- u. Staatsarchiv Weimar, ebenfalls A XIX 123, fasc. 1.

bereits zu diesem Zeitpunkt,¹ daß sich Soldaten durch Genuß unreifer Kartoffeln Dysenterie zuzogen – eine Krankheit, die nachher unter dem Einfluß der schlechten Witterung und der nicht minder üblen Verpflegung das Heer so schwere Verluste kosten sollte.

Im Lager von Salmerode erreichte Carl August in den ersten Augusttagen die Nachricht, daß die Jenaer Studentenunruhen geschlichtet seien und einen glücklichen Ausgang genommen hätten. Carl August, der die Haltung seines Geheimen Consiliums darin etwas überschätzte, war in der kriegerischen Verfassung, in der er sich jetzt befand, mehr denn je davon überzeugt, daß nur durch Ernst und Strenge den jungen Wirrköpfen beizukommen sei: Je mehr man ihnen nachgebe, desto mehr glaubten sie trotzen zu dürfen. Fänden sie aber Widerstand, dann kröchen sie bald zu Kreuze. Dies gab er als Weisung an die heimatlichen Räte aus.

Am 5. August rückte das Regiment ins Lager von Consaarbrück bei Trier ein, wo es zu einem Halt von einigen Tagen kam. Carl August war in froher Stimmung aufgebrochen, da es hieß, die Franzosen wichen schon überall zurück. „Wir werden Champagner trinken, ohne einen Schuß zu tun,“ schrieb er an den biedereren Geheimrat Schnauß, Mitglied des Geheimen Consiliums in Weimar.² Auch während dieser Rast ging es munter her. Abends kamen die Schönen aus Trier vornehmen und geringen Standes, nach bestem französischem Geschmack gekleidet, um sich zu amüsieren. Am siebenten des Monats abends lud der Herzog die Prinzen zu einem größeren Souper ein. Auch die Damen fehlten nicht. Der gute Kämmerer machte große Augen, wieviel Gäste da von den verschiedensten Seiten herbeikamen. Die Bewohner von Trier ließen sich das Schauspiel nicht entgehen, reihenweise standen sie neugierig ums Zelt herum. Wer aber hier beim Zusehen nicht auf seine Kosten kam, ergötzte sich an den beiden Hautboisten- und Trompeterkorps, die ihre Weisen bliesen.

Am 12. August wurde abmarschiert und die Saar überschritten, am Tag darauf in Montfort unweit Luxemburg haltgemacht.

¹ Tagebuch Wagner vom 31. Juli 1792.

² 28. Juli 1792. Haus- und Staatsarchiv Weimar, A XIX Nr. 1116.

Doch fiel auf die paar Ruhetage, die dem Regiment gegönnt wurden, alsbald ein Schatten. Es zeigte sich nämlich, daß für die Verpflegung der Truppen höchst mangelhaft vorgesorgt war. Eine der bedenklichsten Ursachen für das Scheitern des Feldzuges ist damit berührt. Daß es an Bäckern fehlte, hatte sich bereits in Koblenz herausgestellt. Möglicherweise ist infolge der daraus entstandenen Schwierigkeiten und Zwischenfälle sogar der Abmarsch von hier etwas verzögert worden.

Carl August half dem Übelstand in seinem Befehlsbereich ab, indem er zum Neide der Nachbarformationen aus Luxemburg Graupen, Bohnen, Branntwein kommen ließ. Überhaupt läßt es sich an den Tagebuchaufzeichnungen seines Kämmerers verfolgen, wie das vergnügte Treiben der ersten Wochen am Rhein und an der Mosel bald dem Ernste des Krieges wich. So hochgestellt war der Herzog militärisch denn doch nicht und so fernab lebte er nicht von der Truppe, daß er sich ihm hätte entziehen können. Schon gar nicht lag dergleichen in seiner Sinnesart. Kameradschaftliches Empfinden und Fürsorge für seine Soldaten gehörten vielmehr zu seinen vorzüglichsten Eigenschaften. Mit Carl Augusts Milde ging allerdings, wo es am Platze war, die Strenge Hand in Hand. Einer seiner Troßfahrer, der sich während des Vormarsches auf französischem Boden an Plünderungen beteiligt hatte, wurde – wie Wagner uns erzählt – mit zwanzig Stockschlägen und Spießbrutenlaufen bestraft und obendrein aus der Truppe entfernt.

Die Briefe, die Carl August aus dem Lager von Montfort an seinen Geheimrat Schnauß in Weimar richtete, klingen nicht minder erwartungsfroh als die der vorausgegangenen Tage. „Die Fatiken“ bekamen ihm gesundheitlich wohl. Er war nicht bloß militärisch kampflustig gestimmt, sondern auch politisch. Daß die Thionviller auf die Nachricht von der Gefangensetzung des französischen Königspaares Freudenfeuer angezündet und sie mit Kanonenschüssen begrüßt hätten, würde ihnen, meinte er,¹ bald teuer zu stehen kommen. Er rechnete bestimmt damit, daß „die ausschweifende Freiheitswut rasch gedämpft sein werde“ und er bald wieder in Weimar eintreffe.

¹ An Schnauß, 17. August.

Am 17. August im ersten Morgengrauen erhielt Carl August den Befehl, zur Unterstützung des Erbprinzen von Hohenlohe vorzurücken, der einen Angriff des französischen Generals Luckner erwartete. Eilends und frohen Mutes führte er ihn aus in der Hoffnung, mit seinen Kürassieren an den Feind zu kommen. Der Oberbefehlshaber selber war herbeigeritten und wohnte dem Aufbruch bei. Nicht leicht habe er an seinem Herrn ein so freundliches und heiteres Gesicht gesehen wie eben an diesem Morgen, schrieb der Kämmerer in sein Tagebuch. Aber noch bekam Carl August kein Pulver zu riechen. Eine Gefechtsberührung fand nicht statt, da die Franzosen sich schon zurückgezogen hatten. Um die Mittagsstunde traf das Regiment, ohne daß ein Schuß abgegeben worden wäre, wieder im Lager von Montfort ein.

Erst zwei Tage später, am neunzehnten, stieß man bei Fentsch (Fontoy) westlich von Diedenhofen unversehens auf die Avantgarde des Feindes, der mit zwei Kompanien und einem Reiterregiment gleichfalls zur Aufklärung vorgegangen war. Der Herzog, der an diesem Tage als General vom Dienst auf Kundschaft ausgeritten war, hatte nur wenige Begleiter bei sich; aber es befanden sich fünf Schwadronen des Husarenregiments Wolfradt in der Nähe, die sich auf die feindlichen Jäger und auf das gleichfalls auftauchende Fußvolk stürzten. Carl August übernahm, da ihr General nicht zur Stelle war, das Kommando und „war“, so berichtet er selbst an Schnauß (23. August), „Zeuge ihrer ungemeynen Bravheit“. Die Erregung des Kampfes teilt sich nicht nur der treuherzigen Erzählung Wagners mit. Auch in Goethes Worten wird der tiefe Eindruck fühlbar, den das erste von seinem Herzog geleitete Scharmützel in dessen Umgebung hinterließ.¹ Von

¹ In der Kampagne in Frankreich, S. 15, vermerkt er den Sieg, die Einbringung von Gefangenen, die Erbeutung von Pferden, Karabinern und Säbeln, „durch welches Vorspiel der kriegerische Geist erhöht, Hoffnung und Zutrauen fester gegründet wurden“. Goethe selbst sah noch, als er in Praucourt eintraf, wie zusammen mit anderen Beutestücken zwei Nationalfahnen, „himmelblau, rosa und weiß“, eingebracht wurden, „worüber man sogleich“, schreibt Goethe an Christiane, „Regen und Kot vergaß“. In seinem Brief an Voigt vom 28. August äußert er über die Einbringung sogar, „noch muß ich sagen, daß mitten in Regen und Kot auch lustige Dinge passieren.“

Zu diesem Gefecht siehe auch P. v. Bojanowski, a. a. O. S. 61 ff., sowie G. Bahls, a. a. O. S. 42 ff.

ihrem Anführer angefeuert, hieben die Reiter in die Chasseurs ein, „mordeten und siegten,“ so drückt sich der gute Kämmerer aus. Der Herzog selbst tat sich, wie Augenzeugen ihm erzählten, rühmlich hervor. Obwohl mitten im Getümmel, war er unverletzt geblieben. Ein Chasseur, der auf ihn anlegte, wurde von seiner Ordonnanz, dem Husaren Böhme, niedergehauen, so daß die Kugel nur noch seinen Handschuh streifte. Auch der Stallmeister von Seebach hieb zwei Reiter von den Pferden. Die Husaren setzten dem in die Flucht geschlagenen Gegner, der starke Verluste hatte, hart zu. Carl August, dem die schlecht ausgerüsteten Soldaten der Freiheit leid taten, rettete selber einigen davon das Leben. Viele dagegen wollten den angebotenen Pardon nicht annehmen, darunter ein Chasseur, obwohl er aus sechs Wunden blutete; so hieb ihn ein Husar zusammen. Auf dieses Gefecht hin wurden die französischen Streitkräfte, die einige hundert Mann Verluste hatten, zurückgenommen, so daß der Weg nach Longwy offen stand. Auf preußischer Seite hatte es nur wenig Tote und Verwundete gegeben. Unter diesen befand sich ein Cornett namens von Larisch, dessen sich der Herzog mit aller Sorgfalt annahm. Bezeichnend für die damalige Behandlung: man goß Öl und Wein in seine Wunden.

Der kriegerische Vorgang selbst war im allgemeinen freudig begrüßt worden; doch fehlte es bei den Emigranten und denjenigen in der Armee, die am liebsten die Franzosen mit Sammethandschuhen angefaßt hätten, um die Soldaten der Sache der Revolution abspenstig zu machen, nicht an Tadlern. Dieser Ansicht neigte auch Carl Augusts Adjutant von Chasot zu, der selbst französischen Blutes war: voll Unwillens nannte er das Gefecht eine Metzerei. Der Kämmerer Wagner gibt wohl die Meinung seines Herrn wieder, wenn er bemerkt, dieser habe die Sache richtig angepackt, den Franken einen Schrecken einzujagen, und es wäre besser gewesen, sie nun auch fürderhin anzugreifen, wo man sie angetroffen; die moralische Wirkung sei gewiß dann ganz anders ausgefallen. Eine Ansicht, die einiges für sich, keinesfalls aber unbedingte Richtigkeit beanspruchen kann, denn man darf die Schwere der nicht so einfach aus der Welt zu schaffenden Gesamtproblematik dieses Feldzuges und der auf beiden Seiten sich auswirkenden grundverschiedenen militärischen Dynamik nie

vergessen. Die durch die Revolution im französischen Heer neu geweckten politisch-moralischen Energien waren nicht zu unterschätzen.

Die Kapitulation von Longwy – dieser erste bedeutende Erfolg der verbündeten Angreifer – wurde ohne größere Anstrengungen nach nur zweitägiger Beschießung erzielt. Am 27. August traf Goethe bei Praucourt in dem recht unwirtlich gelegenen Zeltlager Carl Augusts ein. Wagner und sein schwarzer Pudel waren die ersten, die den Dichter begrüßten.

Bei einem Besuch seiner Mutter in Frankfurt hatte ihn der Brief des Herzogs erreicht, der ihn zu sich ins Feld beschied. Das Schreiben selbst ist leider nicht erhalten.¹ Wir können daher nur sagen, daß Carl August den Freund als Gefährten in seiner Nähe zu haben wünschte. Damals war er noch voll froher Hoffnungen auf einen guten Gang der Ereignisse. Erwartete er, in dem Dichter einen Zeugen und Schilderer der eigenen Taten zu gewinnen, von denen er träumte? – Es zu vermuten wäre naheliegend. Äußerungen darüber liegen von ihm nicht vor. Hegte er solche Wünsche, wie leicht könnte man sie verstehen! Dem Manne des Handelns dürften sie nicht einfach als Ruhmsucht oder als Selbstbespiegelungsdrang ausgelegt werden. Denn eitel und berechnend war Carl August nicht. Ihm kam es zunächst doch wohl darauf an, daß ein vertrauter Mensch von so hohem geistigem Rang wie Goethe das Kriegserlebnis mit ihm teile, und gewiß dachte er ihm damit auch einen inneren Gewinn zu sichern, indem er ihm einen neuen Ausschnitt der Wirklichkeit erschloß.²

¹ So H. Wahl in einer Anmerkung des von ihm herausgegebenen Briefwechsels Carl Augusts mit Goethe Bd. I S. 413.

² Nach Erich Weniger, „Goethe und die Generale. Vorstudien zu einer politischen Geschichte der Deutschen Bewegung“, Jahrbuch d. Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt a. M. (1940) S. 419 (Buchausgabe des Inselverlags 1942, S. 18), erklärt die von Carl August gewünschte Teilnahme Goethes an der Kampagne in Frankreich folgendermaßen: Goethe habe, nachdem er früher, zur Zeit des Fürstenbundes, so skeptisch gegen die preußische Politik gewesen, „überzeugt werden sollen“. Es habe die von Carl August getroffene politisch-militärische Entscheidung zugunsten Preußens nun durch Goethe eine „Bestätigung und Rechtfertigung“ erfahren sollen. Den

Goethe folgte der Aufforderung seines Fürsten nur sehr widerwillig. Politisch war ihm, wie er am 18. August aus Frankfurt schrieb, „weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen“. Sein Herz blieb daheim bei Christiane und seinem Söhnchen; ungerne ließ er den Umbau des Hauses am Frauenplan, das ihm der Herzog soeben geschenkt hatte, unfertig zurück. Aber er kam.

Den weltgeschichtlichen Reiz, den Ernst der Stunde, den fühlte er doch. Einem Kriegsgang beizuwohnen unter einem als bedeutend geschätzten Feldherrn, und dazu noch gegen die französische Nation, das gebe, meint er in einem Brief an seinen Weimarer Kollegen Voigt, auch einem müßigen Zuschauer Unterhaltung genug, und seine ersten Berichte aus dem Lager lauteten stets zuversichtlich.

„Durchlaucht den Herzog habe ich wohl und munter gefunden“, schrieb er Voigt, „die Heiterkeit des Gemüts überträgt (sic!) alle äußeren Übel. Morgen bricht man wahrscheinlich auf, und ich lerne den Feldzug nicht von der besten Seite kennen.¹ Darauf wird denn auch gutes Wetter desto besser schmecken.“ In einem Nachsatz gedenkt er nochmals herzlich Carl Augusts. „Kommt unser guter Fürst glücklich aus diesem Feldzug zurück, so wird es für ihn ein Gewinnst von Erinnerungen und guter Laune auf sein ganzes Leben sein, wovon wir denn alle mitgenießen werden.“

Seinen dreiundvierzigsten Geburtstag feierte Goethe in Longwy; es geschah diesmal nicht bloß im Zeichen des Krieges, sondern zugleich auch in dem des Herzogs, und zwar im allerpersönlichsten Sinn. In seiner Altersschrift über die Kampagne hat der Dichter später dieser Umstände eigens Erwähnung getan. Er beschreibt da, wie die Versammelten „mit Leib und Seelen sich einem Fürsten angehörig bekannten, der seit mehreren Regierungsjahren so

Beweis für diese Behauptung bleibt Weniger allerdings schuldig. Daß Goethe sehr kritisch über jene sich an Preußen anlehrende Fürstenbundpolitik des Herzogs dachte, ist bekannt und neuerdings durch die Veröffentlichung des politischen Briefwechsels Carl Augusts quellenmäßig ebenso reichlich belegt wie die Enttäuschung des Herzogs über das Versagen der preußischen Politik. – Wenigers Vermutung läßt sich durch keine Zeugnisse stützen.

¹ Vgl. Goethe an Voigt 27. August 1792 im ersten Band S. 79 des von Hans Tümmler herausgegebenen Briefwechsels. (1951). Zu dieser Edition vgl. W. Andreas, *Histor. Zeitschr.* Bd. 172 (1951).

große Vorzüge entwickelt und sich nunmehr auch im Kriegshandwerk, dem er von Jugend auf zugetan gewesen, das er seit geraumer Zeit getrieben, sich bewähren sollte.“ Der feierlich steife Stil dieser Sätze läßt erraten, daß sie zugleich an den fürstlichen Leser gerichtet waren.

Während der Kampagne lebte nun Goethe ohne Amt oder dienstlichen Auftrag im persönlichen Gefolge seines Fürsten als dessen vertrauter Gesellschafter und konnte sich mit ziemlicher Freiheit bewegen. Des Herzogs von Weimar Feldpoeten sollen ihn die Soldaten genannt haben, berichtet in seinen Memoiren der General von Reiche.¹ Der Dichter führte seine böhmische Halbchaise, ein Geschenk Carl Augusts, mit, die ihm öfters auch zum Schlafen diente, und hatte sich auch sonst mancher Bequemlichkeit in Unterkunft und Verpflegung zu erfreuen. Erlaubten es die militärischen Umstände, dann hielt er sich in der Nähe des Herzogs auf. Er genoß den weiteren Vorzug, öfters mit führenden Persönlichkeiten und Angehörigen hoher Stäbe zusammenzutreffen und sich mit ihnen unterhalten zu können. Doch war er auch viel mit einfachen Soldaten von der Truppe oder mit Leuten vom Troß zusammen. Auf diese Weise lernte er den Krieg von oben wie von unten her, wenn auch nur in Einzelausschnitten, kennen. So sehr ihn die neue Welt des Militärs und des Feldlebens fesselte, es kamen doch genug Stunden, wo er sich ihrer überdrüssig fühlte; seine Farbenstudien und sein Eifer für geologische Dinge begleiteten ihn ohnehin durch alle Wechselfälle der Kampagne, und die Gelegenheit, sich andere Eindrücke durch Ausflüge und Abstecher zu verschaffen, benutzte er gern. Doch blieb sich Goethe auch dann, als er sich eingewöhnt hatte, dessen bewußt, daß er, der friedlich schaffende Geist, in ein ihm wesensfremdes kriegerisches Milieu hineingestoßen worden war, und eben dieser Kontrast machte ihm seine Militärlaufbahn noch in der Rückschau des Alters wunderlich und anziehend zugleich: auch durch diese Erbkrankheit der Welt, schreibt er an Rochlitz (22. April 1822), habe er einmal hindurchgemußt.

So gehört er selber mit seiner Person und seinem Erleben zum Gesamtbild der Kampagne in Frankreich.

¹ L. von Reiche, Memoiren, Bd. I (1857) S. 149.

Es kann nicht Aufgabe dieser Studie sein, den Stimmungsunterschieden der vom Kriegsschauplatz geschriebenen Briefe Goethes gegenüber seiner späteren literarischen und autobiographischen Darstellung nachzugehen. Sie sind vorhanden, aber nicht schroffer Art. Manches in den unmittelbaren brieflichen Zeugnissen des Dichters klingt frischer und zuversichtlicher als in jener Rückschau. Namentlich zu Anfang des Feldzuges glaubt man dies wahrzunehmen. Andererseits stehen in der Kampagne-schrift Äußerungen des Unmuts und Ekels an Schärfe hinter den früheren, ursprünglichen zurück. Uns kommt es in der Hauptsache auf ihren bisher nicht voll ausgeschöpften Quellenwert an. Er erstreckt sich keineswegs bloß auf das Lebensbild Carl Augusts und das Verhältnis der beiden während dieses militärischen Intermezzos. Bei der Beobachtungsfreude Goethes und seiner Fähigkeit, den fremdartigsten Eindrücken Worte zu verleihen, liefern seine Wahrnehmungen auch für die rein historische Erfassung der Kampagne selbst einen beträchtlichen Ertrag. Außerdem hatte Goethe dem Milieu des Freundes auch unmittelbar einiges zu danken, insofern er vor der Niederschrift des Kampagnebuchs sein Gedächtnis durch die Lektüre der Wagnerschen Aufzeichnungen stützte und mit ihrer Hilfe Lücken eigener Tagebuchnotizen auszufüllen mußte. Eine vergleichende Untersuchung zeigt, wie stark sich der Dichter an stoffliche Einzelheiten, zum Teil aber auch an Stimmungseindrücke des biedereren Mannes hielt.

Die Briefe, die Goethe an Anna Amalia richtete, sind halbwegs auch im Auftrage des Sohnes geschrieben; sie mögen etwas zuversichtlicher gehalten sein als er empfand, und daß er einer besorgten Mutter unerfreuliche Wendungen der Dinge nicht als erster aufzischen wollte und ihr z. B. nach Valmy in heiterem, sogar scherzhaftem Ton schrieb, kann man verstehen. In den Schreiben an seinen geheimrätlichen Kollegen Voigt war er weniger durch Rücksichten gebunden. Gelegentlich ist wohl eine innere Mitwirkung Carl Augusts zu spüren, die ihren Klang etwas gehoben hat. Aber der Rückschlag der militärischen Ereignisse und der Stimmung kommt darin durchaus zu Wort. Daß der Herzog sich wohl und ganz in seinem Element fühlte, ist im übrigen ein Hauptmotiv der nach Weimar gerichteten Briefe.

Die vortreffliche Laune Carl Augusts wirkte auf Goethe, der von Anfang an ahnte, daß er den Krieg „nicht von der lustigen Seite“ her kennenlernen werde, günstig zurück und mag dazu beigetragen haben, daß er auch für die kleinen Freuden des Feldlebens und spaßhafte Vorkommnisse nicht unempfänglich blieb.¹

Von Longwy rückte man am 29. August, obwohl das Wetter sehr ungünstig geworden war, weiter. Schon in diesen Tagen macht Goethe gelegentlich in seinen Briefen den Scherz, alles schelte auf den Jupiter Pluvius als einen Jakobiner oder Sansculotten.² In welchem Grad aus dem Scherz bitterster Ernst werden würde, konnte der Dichter damals nicht ahnen. Beim Aufbruch bekam Goethe den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig zu Gesicht, deren Auftauchen und Verschwinden mit ihrem hinterherwehenden Gefolge ihn an Kometenerscheinungen erinnerte. Am letzten des Monats stand man vor Verdun. Die Aufforderung, sich zu ergeben, wurde abgelehnt, worauf die Beschießung einsetzte. Erst am 2. September öffnete die Festung nach tapferer Gegenwehr ihre Tore.

Der Herzog wollte sich noch am selben Abend die Merkwürdigkeiten Verduns anschauen. Indessen, über den Dingen, die es in der eroberten Stadt zu sehen gab, vergaß er, wie er seinem Jugendfreund Einsiedel nach Hause schrieb,³ alle Altertümer und die Frage, wie sie entstanden sein möchten. Er staunte über das aufgerissene Pflaster, „den Auszug der halbbesoffenen und halbtollen Nationalgarde“; daneben eine Boutique, wo Dragées, Bonbons und Likörs von Mädchen verkauft wurden, dann der Leichenkondukt des Stadtkommandanten, der sich selbst entleibt hatte, und „ein demokratisches Frauenzimmer, das bei diesem Anblick die gravis angustia bekam!“ Eine kurze briefliche, mit derben Scherzen gewürzte Skizze, die sich natürlich mit Goethes abgerundeter, auch feiner empfundenen literarischen Schilderung

¹ Vgl. Gustav Roethe, a. a. O. S. 22 ff.

² A. Dove weist schon a. a. O. S. 271 darauf hin, daß Goethe diesen Scherz nicht in die Darstellung der Kampagne aufgenommen hat.

³ Dieser Brief vom 3. September 1792, zuerst in dem Carl-August-Büchlein von Schöll S. 87 gebracht, wurde von Heinrich Düntzer in „Goethe und Carl August“, II. Teil S. 72, erneut abgedruckt.

der eroberten Stadt nicht messen kann.¹ Man spürt aber, er genoß in den sich jagenden grellen Bildern, im Nebeneinander von Tod und Leben das Neue, das Andersartige, die Schauer des Krieges und das eigentümliche unausgesprochene Hochgefühl, bei alledem dabeisein zu können.

„Wir sind nun“, heißt es in demselben Briefe des Herzogs, „Meister der letzten Festung, welche unsern Lauf nach Paris aufhalten konnte. Stellen sie uns nichts im offenen Felde entgegen, so sind sie verloren, und thun sie dieses, so wird es ihnen darum nicht besser gehen.“ Eine reichlich voreilige, durch den Gang der Tatsachen bald gründlich widerlegte Prophezeiung! – Indessen, auch Goethe hatte sich von dem in militärischen Kreisen durchdringenden Optimismus anstecken lassen, schrieb er doch schon auf die Kunde von dem unmittelbar bevorstehenden Fall der Festung an Christiane (2. September): „Heute wird die Stadt sich ergeben und die Armee weiter gegen Paris gehen. Es geht alles so geschwind, daß ich wahrscheinlich bald wieder bei dir bin . . . Aus Paris bringe ich dir ein Krämchen mit.“

Hochgemut sah Carl August dem Fortgang der Operationen entgegen, ja, er drückte in einem Brief an die Mutter die Besorgnis aus, die französischen Streitkräfte, die man vor sich habe, würden nirgends Stich halten und sich wie Seifenblasen zerstreuen, wenn man danach schlage!² Das entsprach durchaus den Vorstellungen, die in seinem und Goethes Kameradenkreis, wie Chuquet aus den Quellen nachweist,³ damals noch vorwalteten. Man glaubte, in der Hauptstadt Frankreichs herrsche eine solche Verwirrung und Tollheit, daß die Bewohner die Wiederherstellung der Ordnung, zu welchem Preis auch immer, be-

¹ In einigen Zügen stimmt sie mit Goethes Bericht überein, so der Erwähnung der verlockenden Liköre und der überzuckerten kleinen Gewürzkuchen (Dragées), die gefälligen Kurieren zur Beförderung an die Damen nach Deutschland mitgegeben wurden. Andererseits ist Carl Augusts Schreiben an Einsiedel vom 3. September frei von einigen Irrtümern, die sich in Goethes Schilderung eingeschlichen haben. Siehe darüber Alfred Dove, Anmerkung S. 273, und Chuquets kritisch prüfende Darstellung.

² Brief vom 2. September 1792, vgl. A. Bergmann, a. a. O. S. 114.

³ Chuquet, a. a. O. S. 86, unter Bezugnahme auf einen Brief Goethes an Schnauß (fälschlich Schmauss zitiert) vom 10. September.

grüßen würden.¹ Aus dem Munde der Soldaten konnte man nun bisweilen die Frage hören, wieviel Meilen es noch bis Paris sei, und es gab Offiziere, die bereits von den Vergnügungen des Palais Royal sprachen, wo sie sich für die ausgestandenen Strapazen entschädigen würden. Nach Hause schickte der Herzog den Befehl, aus den Magazinen nichts zu verkaufen, da wohl noch vor Ende des Jahres Rückmärsche zu erwarten seien.²

In diesen ersten Septembertagen, als ihm in der Ferne schon Paris zu winken schien, mußte der Herzog zu seinem Verdruß aus Jena vernehmen, daß die Vorlesungen des Staatsrechtslehrers Hufeland über die neue französische Verfassung bei Kursachsen und Preußen Anstoß erregten.³ Nun war er zwar mit Hufelands Haltung durchaus nicht einverstanden, und daß Gelehrte, die ihr Lebtag nie mit der Administration von Ländern oder auch nur einem Bauerngut zu tun gehabt hätten, als Weltverbesserer aufträten, geißelte er in scharfen Worten.⁴ Nicht jeder Einfall, der auf schlechte Verdauung zurückgehe, schrieb er an Voigt, gebe den Professoren das Recht, das Volk gegen angebliche Unterdrückung aufzurufen und den Regenten neuerfundene Pflichten einzuschärfen. Aber er dachte doch nicht, wie es ihm von den Nachbarländern nahegelegt wurde, daran, die Denkfreiheit zu beschränken, und begnügte sich damit, Hufeland durch Voigt zur Vorsicht mahnen zu lassen. Der Herr Geheimrat führte diesen Befehl sehr schonend aus: Hufeland war sein Neffe, und Jena blieb der Ruf erhalten, etwas wie ein „geistiger Freihafen“ zu sein. Ein Ausdruck, der für den von Voigt vertretenen milden Aufklärungsliberalismus bezeichnend ist.

¹ Aus solchen Vorstellungen heraus schrieb Carl August am 28. August an Schnauß, das Landvolk werde sich von der Sache der Revolution, da es des Freiheitsschwinds und der Besitzunsicherheit satt sei, willig abkehren, und die gute Behandlung der Besiegten werde ebenfalls zur gänzlichen Unterwerfung der Nation beitragen.

² Vgl. Burkhardt, a. a. O. S. 289.

³ Vgl. zu dem Vorfall Fr. Hartung, „Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775–1828“ (Weimar 1923) S. 179.

⁴ Carl August an Voigt am 4. September 1792; dieser teilte den wesentlichen Inhalt des Schreibens Hufeland mit. – Der zweite Band der vorerwähnten Politischen Korrespondenz des Herzogs wird die wichtigsten aus dieser Angelegenheit erwachsenen Schriftstücke zum Abdruck bringen.

Langsam bewegte sich die Armee vorwärts, langsamer als manche Heißsporne es wünschten.

Bei einem Gefecht am 15. September bei Montcheutin, auf das hin Dumouriez die Pässe der Argonnen aufgab,¹ befand sich Carl August, seiner Brigade weit voraus, auf dem Kampffelde. Eine vorgeschobene kleine Abteilung seines Regiments, der er sich angeschlossen hatte, erbeutete dabei eine Menge Schlachtvieh und einen Wagenzug mit Lebensmitteln, die dem Heere recht willkommen waren. An diesem Tage machte sich der Herzog bis an die französischen Vorposten heran und unterhielt sich sogar mit ihnen „auf Parole“. Der Kämmerer Wagner ist es, der diesen kühnen Aufklärungsritt verzeichnet, zunächst mit einem Seufzer der Erleichterung, daß die Franzosen seinem Herrn gegenüber Wort gehalten, aber auch mit der bitteren Feststellung, daß keiner von ihnen daran denke, zu den Deutschen überzugehen, wiewohl die ausgewanderten Prinzen dem König vorgeredet hätten, beim ersten Erscheinen der Armee würden die Franken regimenterweise überlaufen.

Am 19. hatte der Herzog noch einmal Gelegenheit, seinen Wagemut zu zeigen. Zusammen mit dem General Heymann, einem mit Bouillé ausgewanderten Elsässer, und zehn Husaren ritt er dicht an den Feind heran und konnte die von einem anderen Reiterführer erstattete Fehlmeldung vom Abrücken der Franzosen richtigstellen, freilich ohne daß der vom König bereits gegebene Marschbefehl gegen den angeblich weichenden Gegner zurückgenommen wurde.

Bei dieser Entscheidung des Monarchen vermochte Carl August aus eigener Beobachtung einen Blick in die Leitung zu tun, leider ohne daß wir aus seinem Munde oder aus seiner Feder etwas erführen, wie die Dinge auf ihn wirkten und welche Schlüsse er daraus über das Verhalten der Hauptpersonen zog.

Prüfen wir aber Chuquets auch hier auf Massenbachs Zeugnis gestützte Schilderung des Vorgangs, dann konnte Carl August – urteilsfähig wie er war – beim Heimweg in sein Quartier nicht anders, als sich allerlei Gedanken über das Erlebte zu machen.

¹ Chuquet spricht S. 125 ff. im Zusammenhang mit diesem Gefecht von Panik und beklagenswerten Folgen.

Um die Mittagstunde des 19. September, als der König im Begriff war, sich zu Tisch zu setzen, hatte er jene Meldung erhalten, die ihn veranlaßte zu glauben, die französische Armee räume ihre Stellungen bei St. Ménehould und Dumouriez schicke sich an, ihnen wie wenige Tage zuvor bei Grandpré zu entschlüpfen. Auffallend war nun schon hier folgendes: als der König den Befehl gab, die preußischen Truppen sollten sich zur Straße von Châlons aufmachen, um dem Feinde den Durchgang zu versperren, kümmerte er sich nicht um den anwesenden Oberbefehlshaber, den Braunschweiger und dessen Pläne; dieser erhob auch keinerlei Einwendungen, was gleichfalls auffällt. Vielleicht glaubte er, was Massenbach für möglich hält, an die Richtigkeit der eingegangenen Meldung.

In diesem Augenblick traten Carl August und Heymann ein, um ihrerseits das Bild der Gefechtslage aus eigener Beobachtung zurechtzurücken. Begleitet von zehn Ebenhusaren hatte sich der Herzog vor Massinges etwa anderthalb Meilen vors preußische Lager hinausbegeben, hatte von weitem, mit Hilfe eines vorzüglichen englischen Teleskops, hinübergespäht und durchaus nichts Ungewöhnliches beim Feind wahrgenommen. Heymann bestätigte diese Beobachtung, daß der Gegner unbeweglich bleibe und sich augenscheinlich in seinen Zelten halten wolle. Es mußte daher den Herzog in Erstaunen setzen, daß der König, neben dem Carl August Platz nahm, trotzdem bei seiner Auffassung beharrte, die Franzosen planten in Erkenntnis der ihnen drohenden Gefahr, ihre Stellungen zu wechseln. Selbst als der Urheber jener verfrühten irrigen Meldung, der Reitergeneral Köhler, an der königlichen Tafel eintraf, um seine Beobachtungen richtigzustellen bzw. sie etwas einzugrenzen, ließ sich Friedrich Wilhelm keines Besseren belehren. Mit einer stummen Handbewegung von dem Braunschweiger an den Monarchen gewiesen, meldete Köhler, zwar habe er einige Bewegung am rechten feindlichen Flügel beobachten können, aber er wage daraufhin nicht mit Sicherheit zu sagen, daß der Feind auf einen wirklichen Rückzug abziele. Obwohl auch Carl August und sein Begleiter Heymann nochmals versicherten, sie hätten nicht die geringste Bewegung an der Front des Gegners gesehen, blieb der König bei seiner Auffassung und der erteilten Ordre – man möchte sagen,

wie eben schwache, innerlich unsichere Menschen sich mitunter erst recht auf einen bereits widerlegten Irrtum versteifen. So brachen die Truppen denn auf, und zwar nicht ohne eine gewisse Hast.

Gleichgültig, welche Schlüsse man aus diesen Vorgängen im Hauptquartier in bezug auf die Verantwortlichkeit des Monarchen und des Braunschweigers an dem vor der Tür stehenden Ereignis von Valmy zieht, so möchte man danach doch das eine annehmen: Carl August hat die Zwiespältigkeit im Verhalten seines braunschweigischen Oheims nicht entgehen können, ebensowenig das Fehlerhafte in den Entschlüssen des obersten Kriegsherren. Denn hier ging ja Friedrich Wilhelm auch über die warrenden Beobachtungen seines weimarischen Schwagers hinweg. — Stimmt Massenbachs Erzählung von der Szene, deren Augen- und Ohrenzeuge Carl August im Hauptquartier soeben geworden war — und in diesem Fall gibt sie kaum zu Mißtrauen Anlaß —, dann mußten sich die unmittelbaren Folgen der königlichen Maßnahmen in den allernächsten Tagen nur um so tiefer in sein Bewußtsein eingraben. Denn man stand am Vorabend von Valmy, das zum Wendepunkt der Kampagne in Frankreich werden sollte.¹ Dieser 19. war der letzte gute Tag des Feldzugs. Am 20. September mit der Kanonade von Valmy, die die Ascherslebener Kürassiere lediglich zwei Pferde kostete, trat jene denkwürdige Wendung ein, der Goethe als Augenzeuge unvergeßlichen Ausdruck gegeben hat, wenn er noch am selben Abend zu seiner ratlosen Umgebung das Wort sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.“

Am Morgen des 20. September wurde Carl August noch das zweite Bataillon Eben-Husaren und eine reitende Batterie unterstellt; seine Brigade bildete den Vortrab des Hauptheeres. Es war schon taghell, als er mit seinem Verband aufbrach, aber dunstig.

¹ Meine im folgenden gegebene Darstellung des Anteils, den Carl August an den Gefechts-handlungen von Valmy hat, schließt sich eng an die Ergebnisse der von G. Bahls vorgenommenen kriegswissenschaftlichen Untersuchung an.

Hinter der Vorhut, die unterm Befehl des Erbprinzen von Hohenlohe mit der Front gegen Valmy aufmarschiert war, zog er vorbei und überschritt die wohlgehaltene Pappelallee, die von St. Ménehould auf Châlons führte, nach Süden. Ein Sprühregen strich den Reitern ins Gesicht, die sich flott, mit scharfen Trabeinlagen vorwärts bewegten. „Die Unsrigen brannten vor Begierde, auf die Franzosen loszugehen“, schreibt Goethe, der bei der Leibschwadron ritt.¹ Das rasche Vordringen schien darauf hinzudeuten, daß angegriffen werde; Offiziere und Mannschaften konnten den Augenblick kaum erwarten. Da wurde plötzlich auf höheren Befehl die Bewegung nach Süden unterbrochen, die Goethe später im Rückblick als „zu heftig“ kennzeichnet. Der Herzog sandte, wie ihm befohlen, seine Kavallerie an jene große Straße zurück und ritt selber voraus, um die halbe reitende Batterie von Meier auf der vorgelagerten Höhe von La Lune in Stellung zu bringen. Während er sich wieder zu seinen Regimentern begab, mußte jedoch Meier seinen Standpunkt überlegenen feindlichen Kräften räumen, die nun ihrerseits dort Kanonen abprotzten und das Feuer eröffneten. Er fuhr durch eine Schlucht, südlich der Straße, ab, was geraume Zeit dauerte, weil die Pferde die Geschütze „durch die schreckbaren schlammigen Hügel qualvoll durchzerren mußten“.²

Diese Bewegung konnte von der Straße her nicht erkannt werden. So kam es, daß die an der Spitze trabenden Eben-Husaren, als sich der Nebel aufhellte, unvermutet von dem Vorwerk La Lune her mit einem Kartätschenhagel überschüttet wurden. Sie hatten einige Verluste und wichen im Galopp nach Westen aus. Die beiden Regimenter Linienkavallerie hatten sich unterdessen im Anschluß an den rechten Flügel beiderseits der Straße entwickelt.

Nach Massenbachs wesentlich später erschienenen Memoiren soll die Reiterei des Herzogs „zurückgeprellt“ sein, und die Vorhut habe nun ihren rechten Flügel durch Einschieben des Husarenregiments von Köhler verlängern müssen. Diese Behauptung hält einer unbefangenen kritischen Prüfung nicht

¹ So Goethe: *Kampagne in Frankreich*. Cotta, Jubiläumsausgabe S. 54.

² Goethe: *Kampagne in Frankreich*, S. 56.

stand.¹ Die Brigade selbst wurde zwar auch heftig beschossen; dutzendweise schlugen die Kugeln dicht vor der Front ein, richteten jedoch in dem vom Regen erweichten Boden keinen Schaden an. Goethe hat uns von dem standhaften Ausharren der Schwadron ein Bild gezeichnet, das noch ganz von Leben vibriert. Er selbst hielt seitwärts von der Front und sah, wie Kot und Schmutz Mann und Roß bespritzten, wie die schwarzen Pferde, von tüchtigen Reitern möglichst zusammengehalten, schnauften und tosten. Die ganze Masse war, so schreibt er wörtlich, ohne sich zu trennen und sich zu verwirren, in flutender Bewegung. Endlich kam der Befehl, zurück- und hinabzugehen. Er wurde, wie Goethe ausdrücklich betont, „von sämtlichen Kavallerie-Regimentern mit großer Ordnung und Gelassenheit“ ausgeführt.

Goethes Aussage und die Massenbachs weichen hier so stark voneinander ab, daß man sich, wie die Untersuchung von G. Bahls einleuchtend darlegt, nur für den einen oder für den andern entscheiden kann. – Es steht nun dahin, ob Massenbach in diesem Fall gutgläubig in einem Irrtum befangen war, weil er etwa in Dampf und Nebel die einzelnen Vorgänge nicht verfolgen konnte, oder ob er Carl August herabsetzen wollte; in der Zeit, als er seine Lebenserinnerungen abfaßte, war er mit ihm verfeindet. Goethes Bericht ist zwar nicht imstande, eine anschauliche Vorstellung von der Entwicklung des Gefechtes als solcher zu geben. Indessen, daran – wie gelegentlich geschehen – ablesen zu wollen, wie wenig militärisches Verständnis der Dichter besessen habe,² geht doch wohl zu weit. Die schlechte Sicht, die Unüberschaubarkeit der militärischen Gesamtlage und Goethes begrenzter Standort dürf-

¹ Die Behauptung Massenbachs wird von G. Bahls a. a. O. S. 44 als offenbar unrichtig zurückgewiesen. Möglicherweise, meint Bahls, sei die Mißdeutung durch den Zwischenfall an der Spitze hervorgerufen; mit Recht betont er, daß Massenbachs Memoiren auch sonst die Tatsachen bedenklich entstellen. – Die spätere Entzweiung dieser auch charakterlich nicht eben erfreulichen Persönlichkeit mit Carl August mag zu der ungünstigen Färbung seines Berichts über die Bewegungen der Kavallerie das Ihre beigetragen haben.

² Auch G. Bahls, ein sonst vorsichtig urteilender militärischer Fachmann, scheint dieser Meinung zuzuneigen.

ten dabei zu wenig berücksichtigt sein. Um so schärfer tritt jedoch wie immer, wenn es sich um allgemeinmenschliche Dinge handelte, auch hier Goethes Fähigkeit zu beobachten in Erscheinung. So hat er denn die Wirkung des feindlichen Feuers genau und sicherlich zutreffend geschildert. Vielleicht hätte er aus Rücksicht für Carl August ein peinliches Ereignis verschwiegen; keinesfalls hätte er sich aber die geschichtliche Fälschung geleistet, bei diesen Vorgängen von Valmy Festigkeit und zuchtvolle Haltung der Truppe besonders hervorzuheben, wenn er nicht dafür hätte einstehen können. Auch ist es durchaus wahrscheinlich, daß die Hauptarmee, die inzwischen hinter der Vorhut aufmarschierte, ihre Reiterei an sich herangezogen und dadurch veranlaßt hat, sich breiter auszudehnen.

Dort im zweiten Treffen mußte der Herzog untätig den weiteren Gang der Dinge abwarten, wie denn alles, sagt Goethe, eigentlich nur Zuschauer oder Zuhörer blieb, ob man im Feure stand oder nicht. Die französische Artillerie bei La Lune wurde zwar bald zum Schweigen gebracht und die Höhe von den Preußen besetzt. Allein der erlösende Angriff unterblieb. Bis zum Abend dauerte der Geschützkampf, die Erde bebte von dem Donner; jedoch die Wirkung war auf beiden Seiten gleich Null. Die Franzosen standen unbeweglich. Die preußische Führung aber zog rätselhafterweise ihre Truppen zu deren grenzenloser Bestürzung aus dem Feuer zurück, und es war, schreibt wiederum Goethe ganz richtig in der „Kampagne“, als wenn nichts gewesen wäre.

Erfreulicherweise besitzen wir auch aus der Feder Carl Augusts eine Aufzeichnung, die das seltsame Bild von Valmy um einige charakteristische Einzelheiten bereichert und uns gestattet, einen Blick in die zwiespältige Seelenverfassung des Oberbefehlshabers zu tun.

Am Nachmittag nämlich, als das Gefecht abgeflaut war, traf Carl August den Herzog von Braunschweig und den General Wolfradt am Eingang der Talsenke, die sich von La Lune nach Dampierre hinzog. Die Vorposten der Wolfradt-Husaren plänkelten dort mit den Franzosen. Der Oberbefehlshaber legte die Gründe dar, weshalb er auf den Angriff verzichtet habe. Dann, als das Scharmützel lebhafter wurde, entspann sich nach Carl

Augusts eigener Schilderung folgendes Gespräch:¹ „Wie wäre es, wenn Sie die Kavallerie holen ließen, dieses Tal säuberten und das ganze Lumpenpack nach Valmy zurückdrängten? Wir würden es vielleicht aus seiner Stellung werfen, was halten Sie davon? – ‚Ich erwarte nur Ihren Befehl‘, erwiderte ich. – ‚Vorwärts, lassen Sie sie holen!‘ – Ich entsandte Chasot, um alles zu bringen, was er finden könnte, und in weniger als einer Viertelstunde führte er mein Regiment, die Lottum-Drägoner und die Regimenter Borstell und Normann heran. General Wolfradt stieg zu Pferde mit den Worten: ‚Ich gehe an meinen Posten auf der Flanke.‘ – Der Herzog schien sehr heiter. – Ich meldete ihm die Ankunft der Kavallerie. – ‚Ach, lassen wir das, mein Lieber!‘ – Jetzt war es an mir und meinen Truppen, betrübt zu sein.“

Die Nacht verbrachte Carl August ebenso wie Goethe unter freiem Himmel auf dem Gefechtsfeld in einer lehmigen Erdgrube, die gegen den schneidenden Nordwind, nicht aber gegen den strömenden Regen Schutz bot. Daß gegenüber auf einem Hügel hinter Gebüsch eine französische Batterie stand, die im Ernstfall sie vernichten konnte, kümmerte die Schlafhungerigen nicht: Wie so oft im Kriege, bemerkt ganz zutreffend der Dichter, weicht der Soldat lieber der Unbequemlichkeit als der Gefahr aus!

Am folgenden Morgen traf Herzog Carl August wiederum den Oberbefehlshaber bei La Lune, diesmal aber in bedrücktester Stimmung. Über diese Begegnung erzählt er: „Als feindliche Plänkler heranrückten, rief ich einen vorgeschobenen Posten meines Regiments an, um sie zu vertreiben. ‚Was wollen Sie tun?‘, sagte der Herzog, ‚lassen Sie das! Sie sehen doch, daß sie Kanonen abprotzen.‘ In der Tat näherten sich zwei Geschütze auf der Höhe von Valmy. ‚Nun‘, bemerkte er, ‚Sie sehen wohl ein, daß man nicht immer Schlachten schlägt, wenn man möchte.‘ Und er wiederholte mir die Lehre, die er mir und Wolfradt am vorigen Abend erteilt hatte.“²

Noch einige Tage blieb das Heer rat- und tatlos vor dem Feinde stehen, dann entschloß sich die Führung zum Rückzug.

¹ G. Bahls hat es a. a. O. S. 46, übersetzt aus dem französischen Text, als erster aus dem Weimarer Staatsarchiv XIX Nr. 139 veröffentlicht.

² G. Bahls, a. a. O. S. 46, gleichfalls auf Grund der französisch abgefaßten Aufzeichnungen Carl Augusts. Staatsarchiv Weimar XIX Nr. 139.

Schwerlich sind alle Gedanken, alle Zweifel und Besorgnisse Carl Augusts über den seltsamen, niederschlagenden Gang der Dinge wiedergegeben, wenn er in diesen Tagen (24. September) an Geheimrat Voigt schrieb: „Wir haben den Feind zu gut postiert gefunden, um ihn in einem entscheidenden Treffen anzugreifen.“ Ähnlich drückte er sich Schnauß gegenüber aus (25. September). In den Briefen, die er an diesen richtete, macht sich der Umschlag der Stimmung Carl Augusts und seine innere Unsicherheit, was nun weiter würde, deutlich bemerkbar. Er gesteht ihm, nicht zu wissen, was der Herzog von Braunschweig vorhabe, vermutet aber, „daß der Krieg in Zukunft größtenteils nur defensiv von uns wird geführt werden“.

Die Erinnerung an die unseligen Ereignisse hat ihn noch jahrelang heimgesucht. So bekennt er später, daß der versäumte Angriff auf Kellermann ein unverantwortlicher Fehler war, der die verhängnisvollsten moralischen Folgen für das preußische Heerwesen gehabt habe.

Eine Schilderung Goethes, die er eine Woche nach Valmy aus dem Lager bei Hans (27. September) für Knebel, den sogenannten Urfreund in Weimar, entwarf, läßt uns einen Blick in sein Inneres tun. Es war vielsagend, klang aber doch etwas zwiespältig, wenn er einleitend schrieb, in den vergangenen vier Wochen habe er manches erfahren und „dieses Musterstück von Feldzug“ gebe ihm auf lange Zeit zu denken. „Es ist mir lieb, daß ich das Alles mit Augen gesehen habe und daß ich, wenn von dieser wichtigen Epoche die Rede ist, sagen kann: *et quorum pars minima fui.*“

Freilich, diesem Bekenntnis seines zeitgeschichtlichen Bewußtseins folgte auf dem Fuße das Geständnis „Wir sind in einer sonderbaren Lage“, und die Mitteilung, wie still es auch jetzt – sieben Tage nach Valmy – immer noch sei, so still, daß nicht einmal die Vorposten mehr schossen, hat einen beklommenen Unterton. „Die Franzosen“, so endet Goethes Bericht, „stehen ohngefähr wie vorher und von uns kann man nur über Grandpré nach Verdün gelangen. Entsetzliches Wetter, Mangel an Brod, das langsam nachkommt, machen diesen Stillstand noch verdrießlicher. Man fängt an, den Feind für etwas zu halten, den man bisher verachtet und (wie es zu gehen pflegt bei solchen Übergängen) für mehr zu halten als recht ist. In kurzem wird sich

zeigen, was man beschließt. Es sind nur wenig Wege, aus dieser Lage zu kommen.“

Bedenkt man, daß Goethe dem stets zum Nörgeln aufgelegten, neuerdings etwas französisch-revolutionär angehauchten Knebel gegenüber wahrscheinlich nicht das Letzte sagte, was er dachte, dann bleibt kein Zweifel darüber, wie ernst der Dichter die militärische Situation schon damals beurteilte.¹ Dazu kam: In den Tagen des Stillstandes, die der Kanonade von Valmy folgten, sickerte allmählich genauere Kunde von der Gefangensetzung des französischen Königs und den greuelvollen Pariser Septembermorden durch; die Sorge vor den bedrohlichen militärischen Maßnahmen des Feindes, Gerüchte über Andrang französischer Kriegsfreiwilliger, über Zusammenrottung Tausender von bewaffneten Bauern bei Reims gesellten sich hinzu. Dies alles drückte, wie Goethes spätere Darstellung nicht verhehlt, schwer auf die Stimmung Carl Augusts und seiner Umgebung. Man darf es dem Dichter glauben, daß er gelegentlich an diesen düsteren Abenden des Septemбераusgangs im Zelte dem Herzog und dessen Gästen trübe Gedanken verscheuchen mußte. Er tat es, indem er ihnen aus französischen Büchern, die ihm zufällig in die Hände gekommen waren – seien es solche geschichtlichen oder leichtfertigen Inhalts –, etwas vorerzählte.² Goethe hat uns den trostlosen Rückzug, der schlimmer war als eine verlorene Schlacht, in der gehaltenen Art seiner Spätzeit, aber wahrheitsgetreu und sehr wirksam schildert. Was der Kämmerer über die schrecklichen

¹ Bezeichnend auch seine Schlußworte: „Ich wünschte sehr bald wieder bei euch zu seyn, da aber unser Weg sehr parabolisch ist, läßt sich die Bahn schwer berechnen.“

² Nach A. Dove, *Kampagne* S. 281, las Goethe Joinvilles Geschichte des heiligen Ludwig 28. Februar bis 1. März 1820 bei Revision des ersten Manuskriptes seines Buches. Also könnte die S. 71 der „Kampagne“ eingeschaltete Episode wohl eher auf eine spätere Lesefrucht zurückgehen. – Allerdings bemerkt Goethe in seinem Brief an Knebel vom 27. September, er lese französische Schriftsteller, „die ich sonst nie würde gesehen haben“. Nicht ausgeschlossen also, daß Goethe schon damals mit dem von ihm vorgetragenen aufheiternden historischen Vorfall bekannt geworden ist und den Kern in der Erinnerung festgehalten hat. Einiges spricht für Doves Vermutung, daß diese Bemerkung eher auf die Carl August vorgelesenen, anscheinend erbeuteten *Erotica* passe.

Zustände seinerseits noch zu sagen weiß, ist gleichfalls höchst eindrucksvoll, weil er alles so unmittelbar und unverkünstelt aus seinem simplen Gemüt heraus niederschrieb, ohne sich irgendwelcher literarischer Mittel zu bedienen. Der gute Mann kam fast um vor Erbarmen, Empörung und Entsetzen!

Wetterunbilden, Schlamm, Entbehrungen, Hunger, Seuchen und Tod bezeichneten den Weg des einst so siegesgewissen Heeres, dessen halbaufgeriebene, zerlumpte Einheiten zum Rhein zurückwichen. Man sah Reiter mit umgebundenen Decken, ganze Kompanien ohne Fußbekleidung marschieren. Die Straßen waren mit den Leichnamen von Soldaten, Pferden und zugrunde gegangenen Vieh besät. Keine Feder und keine Zunge könne dieses Elend beschreiben, heißt es in einem Briefe des Dichters an seine Mutter.¹ – Mitunter stieß man mitten in dem traurigen Zuge auf die prächtigen Equipagen der Emigranten. Wagner, dem von Anfang an deren großspuriges Auftreten mißfiel, lieft die Galle über, als er zu bemerken glaubte, daß auch jetzt noch diese Menschen im Überfluß zu leben schienen, während ihn hungerte. Aber er sah auch, wie Hunderte von Emigranten regendurchnäßt, in Schuhen und Strümpfen neben ihren Kutschen durch tiefen Kot wateten, viele zum Gespött der Soldaten geworden.

Herzog Carl August führte die Avantgarde und deckte zugleich den Rückzug der Bagage.²

In dem allgemeinen Unglück wirken die schönen menschlichen Züge, die sowohl Goethe wie Wagner von Carl Augusts Verhalten

¹ Ähnlich lauten Goethes Äußerungen in einem Brief an Geheimrat Voigt aus Verdun (10. Oktober), das er unter betäubendsten Umständen wiedersah: „Daß unser Kriegsstern rückgängig ist, werden Sie wissen. Ihr Fragezeichen vor Chalons war wohl angebracht, ich erhielt Ihren lieben Brief bei Dun auf unsrem Rückmarsch. – Es läßt sich viel über das alles sagen, es wird viel gesagt werden, und doch wird ein großer Teil dieser sonderbaren Geschichte ein Geheimnis bleiben. Von den Hindernissen, die durch Wittrung und Wege entstanden sind, hat niemand einen Begriff, als wer mit gelitten hat. Wir haben in diesen 6 Wochen mehr Mühseligkeit, Not, Sorge, Elend, Gefahr ausgestanden und gesehen als in unserm ganzen Leben. Der Herzog ist recht wohl, und ich habe mich auch gut gehalten.“ Bd. I des Briefwechsels, herausg. v. H. Tümmeler, S. 81.

² Goethe, Kampagne 1. Oktober, S. 79.

zu berichten wissen, als Lichtblicke in trübseligen Tagen. Seine kräftige Natur trotzte allen Unbilden der Witterung und den Anstrengungen des Rückzuges über Verdun, Luxemburg und Trier zum Rheine zurück. Sämtliche Generale der Kavallerie seien gegenwärtig dienstunfähig, schrieb er an Voigt, er sei der einzige, der die Geschäfte besorgen könne. Mit Umsicht und Erfolg führte er seine Truppe. Genau durchdachte, sorgfältig angelegte Marschbewegungen, wie sie Friedrich der Große seine Generale gelehrt hatte, machten eine eigentümliche Stärke der preußischen Armee aus. Sie bewährte sich auch in diesem Feldzug noch. – Ohne große Worte schildert uns Wagners Tagebuch, wie ordentlich Tag und Nacht alles vor sich ging, wie eifrig der Herzog selbst rekognoszierte, wie ruhig er seine Anordnungen traf.

Lebhaft bemühte er sich um Kranke und Verwundete. Väterlich sorgte er für die Seinen, jeder konnte ihm seine Not klagen, und wo er konnte, half er ab. Seine Dienerschaft, Koch und Kämmerer folgten brav dem guten Beispiel ihres Herrn. Zwar auch in seinem Stabe war nun Schmalhans Küchenmeister geworden. Was aber seine findigen Leute an Speisen noch beizubringen vermochten, teilte er kameradschaftlich mit Bedürftigen. Die siechen, entkräfteten Offiziere und Mannschaften, die hungernd und durstig während des Rückmarsches sich an Zelt und Feldkutsche heranschleppten, bekamen stets etwas ab, wenn es mitunter auch nur ein paar Bissen sein konnten. Goethe erzählt, wie ein Linsengericht mit Schinken, das Carl August während des Übergangs über die Aisne von einer Trommel aß, sogar Prinzen und Generäle anlockte, die sich das derbe Mahl munden ließen, so daß es immer wieder angerichtet werden mußte. Auch mit seinem zusammengeschrumpften Tabakvorrat geizte er nicht.

Als dann sein Kämmerer von dem allgemeinen Übel befallen wurde, ließ er ihn, fürsorglich und menschenfreundlich, wie er war, zusammen mit einem erkrankten Junker des Regiments nach Verdun fahren, damit er sich etwas besser pflegen könne, und bat auch Goethe, sich beiden anzuschließen, der von der Vergünstigung gerne Gebrauch machte.

Carl August machte sich nichts vor, er sah die Situation, wie sie war. Ein Brief an die Mutter aus dem Lager bei Louvemont vor Verdun (12. Oktober) bezeugt es uns. Darin entwickelte er ihr der Reihe nach klar und bündig die Ursachen, warum sie aus der Champagne gewichen seien. Erstens die Einsicht, daß weder mit Kontrerevolution noch mit dem Übergang französischer Linientruppen zu rechnen sei. Zweitens ringsum die feindliche Stimmung eines Landes, das man tüchtig ausgeplündert habe, während die Verbindungen mit den eigenen Magazinen bei böser Witterung und üblen Wegen zu beschwerlich und gefährlich würden. Drittens die Unrätlichkeit, eine Bataille zu wagen. Denn selbst wenn man sie gewänne und eine Menge Kerls totschlüge, stünde der Gegner doch in einer besseren Position, während man mit eigenen starken Verlusten und geringer Ersetzbarkeit rechnen müsse. Viertens die weite Entfernung von daheim, die es unmöglich machte, Pferde für Kavallerie und Artillerie zu beschaffen. An eine zweite Kampagne aber sei gewiß nicht zu denken! Jedermann sehe, daß mit dem Kriege nichts zu zwingen sei. Mit einer durch Märsche, Unwetter, Krankheit, Verluste, Mangel und Teuerung so erschrecklich ruinierten Armee könne man nicht ins Feld ziehen. Er war also jeder Illusion bar. Die von ihm angeführten Argumente mochten die gleichen sein, die er aus dem Munde des Heerführers oder aus dessen Umgebung hörte. Anscheinend machte er sie sich zu eigen; aber er tat es, ohne einen rechtfertigenden oder gar beschönigenden Ton anzuschlagen, und ließ einfach die nüchternen Tatsachen sprechen, um die höheren Orts getroffenen Entscheidungen zu begründen.

Er litt unter dem Rückzug, und wenn er auch jede Schönfärberei vermied, so betonte er doch, als wolle er unausgesprochenen Vorwürfen zuvorkommen, der Mutter gegenüber, die Armee habe ohne Murren ausgehalten, was menschliche Kräfte nur erdulden könnten. Sie habe, stellte er fest, keine zwanzig Deserteure gehabt, dafür aber achttausend Kranke und über tausend krepierete Pferde. Von den Erkrankten starben sehr viele. Schon jetzt wünschte er sich so ruhige Winterquartiere, daß er werde nach Hause kehren können, und sehnlichst hoffte er, im Frühjahr den Krieg ganz quitt zu sein. „Der Himmel gebe es!“ Kein Zweifel, alles war ihm gründlich verleidet.

Ein Brief vollends an Schnauß, am selben Tage, als er an Anna Amalia schrieb, in Louvemont diktiert,¹ bringt seine Hoffnungen noch unverhüllter und allgemeiner zur Sprache. „Der Krieg“, läßt er sich da vernehmen, „kann schwerlich lange dauern; denn Österreich wird so wie Preußen einsehen, daß es keine kleine Sache ist, eine Nation wie die französische mit Gewalt der Waffen zu unterwerfen. Beide Mächte werden den Krieg müde, und es ist sehr zu glauben, daß ein baldiger Friede uns aus dieser Verlegenheit ziehen und Frankreich sich selbst überlassen wird, da dessen Constitution dem ohngeachtet nicht Bestand haben kann.“ Wenige Tage später in einem Billet an Bertuch, auf das dieser „Luxemburg, den 16. Okt. 1792“ vermerkt, schrieb Goethe: der Herzog käme vollkommen wohl und unbeschädigt aus dem Feldzug zurück. Aber er fügte hinzu, er könne Bertuch „nichts Besseres wünschen, als: es gehe Ihnen nie wie uns.“ Es klingt wie ein Stoßseufzer. Auch er sehnte sich danach, bald heimkehren zu dürfen.

Im Wesen Carl Augusts ist es ein feiner Zug, daß er sich an Fürsorglichkeit für den Freund von niemandem übertreffen ließ. So gab er Goethe die Möglichkeit, einen Teil der Rückzugsstrecke auf etwas bequemere und raschere Weise als die Truppe zurückzulegen, indem er ihn einlud, sich einem kleinen Krankentransport anzuschließen, der im herzoglichen Schlafwagen von Consenvoye nach Verdun abging. Goethe nahm diese Erleichterung gerne an. Unter betrübenden Umständen sah er nun eine Gegend wieder, die er vom Einmarsch noch kannte. Die jähe Veränderung der Kriegslage wurde ihm dabei nur zu deutlich. So stellte er denn nachdenkliche Betrachtungen über den Wandel der Dinge an. Schon unterwegs hatte Goethe die unerwartete Freude, wieder auf seinen Diener mit der geliebten böhmischen Halbchaise zu stoßen, nachdem ihm das Gefährt seit Tagen aus den Augen gekommen war und verschwunden schien. Von Verdun ging es nun über Spinecourt, Longwy nördlich nach Arlon und von da östlich nach Luxemburg, wo Goethe Mitte Oktober eintraf. Hier konnte er zum erstenmal wieder den Koffer aufschließen und sich seiner Habseligkeiten, des Geldes und der

¹ 12. Oktober 1792 an Schnauß. Haus- und Staatsarchiv Weimar, A. XIX.

Manuskripte endlich versichern, sie ordnen und sich sammeln. Ein Erholungsaufenthalt von wenigen Tagen und willkommener stiller Einkehr, den der Dichter aufatmend tief genoß. Da, in Luxemburg schrieb er seinem Weimarer Kollegen Voigt die inhaltsschweren Worte: „Dieser Feldzug wird als eine der unglücklichsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der Welt eine traurige Gestalt machen.“ Eine vernichtende Schlußbilanz der Kampagne in Frankreich! – Über Trier lag etwas wie ein Schleier: eine Stadt, reich bekränzt von historischen Erinnerungen der Römerzeit und des Mittelalters, jetzt aber in der Fröhlichkeit, für die ihre Einwohner bekannt waren, getrübt! Hier fand Goethes Wiederbegegnung mit der langsam nachgerückten Armee und mit Carl August statt.

Carl Augusts eigenes Regiment hatte auf französischem Boden durch feindliche Einwirkung keine Verluste gehabt. Schlimmer hatte ihm die Ruhr zugesetzt. So starb Lieutenant von Billerbeck in Longwy, ebenso der Stabstrompeter, der vor ein paar Wochen mit der Aufforderung zur Übergabe nach Verdun mitgeritten war. Auch der Kämmerer wurde von einem Anfall heimgesucht. Das Glück, sich besonders hervorzutun, ward nur dem Lieutenant von Fritsch, einem Sohn des Weimarer Ministers, zuteil, als beträchtliche französische Truppen mit Geschützen gegen Trier herannahten, um sich der Stadt zu bemächtigen. Fritsch eilte ihnen entgegen, warf den Feind durch einen überraschenden Angriff mit wenig mehr als zwei Dutzend Reitern über den Haufen und jagte ihn Hals über Kopf nach Merzig zurück, ohne daß seine Truppe Verluste erlitt; er selbst ward durch eine Kugel am Bein nur leicht gestreift. Auf Vorschlag Carl Augusts erhielt er den Orden *pour le mérite*.¹ Der Tapfere wurde auch von der Trierer Damenwelt ob seiner Heldentat sehr gefeiert, während die Einwohner den kranken Preußen gegenüber, meint Wagner, sich vielfach recht hartherzig erwiesen.

¹ Goethe versäumte nicht, seinem Ministerkollegen Fritsch, dessen Widerstand gegen seine Ernennung zum Mitglied des Geheimen Consiliums einstmals im Frühjahr 1776 nur mit Mühe hatte gebrochen werden können, seine Gratulation „zu den Ehren, die sich sein Sohn erworben“, durch Voigt übermitteln zu lassen (Brief an Voigt, Luxemburg, 15. Oktober 1792).

In Trier brachte der Herzog seine Kürassiere in dem üppig ausgestatteten Stift Sankt Maximin unter. Es hatte in diesen letzten Wochen mehr kriegerische Gäste aufnehmen müssen, als ihm lieb war, unter anderen die übermütigen französischen Prinzen, von deren Unfug und Verschwendung die Mönche wenig angetan waren. „Der Herzog wußte jedoch“, schreibt Goethe,¹ „selbst als ungebetenen Gast durch Freigebigkeit und freundliches Betragen sich und die Seinigen angenehm zu machen.“

Den Soldaten tat diese Einquartierung gut; das Brot, das sie hier zu essen bekamen, könne im Himmel nicht besser sein, meinten sie. Aber die armen Pferde, von denen nur ein Teil ins Trockene gestellt werden konnte, litten draußen im Freien, ohne Lagerstätten, ohne Raufen und Tröge um so mehr unter dem Tag und Nacht herabströmenden Regen. Unglücklicherweise waren die Futtersäcke angefault, so daß sie den Hafer von der Erde aufschnupern mußten.

Carl August selbst wohnte in Gemächern von wahrhaft fürstlicher Pracht, die auch Goethes Bewunderung fanden. Dabei hatten die Benediktinerherren ihr Silber und die wertvollsten Schätze schon auf die Feste Ehrenbreitstein weggeschafft.² Immerhin konnte Carl August, der drei der vornehmsten geistlichen Herren zur Tafel lud, an dem schönen Porzellanservice und dem köstlichen Tischzeug sich freuen. Goethe war gleichfalls geladen und unterhielt sich mit seinem Nachbarn über die historischen Schicksale der Abtei. Die Speisen waren von den herzoglichen Köchen schmackhaft zubereitet; man genoß den Wein, der mit nach Frankreich hatte befördert werden sollen und nun von Luxemburg zurückgekehrt war. Auch der Dichter fand das Weißbrot über alles Lob erhaben. Es mundete ihm ebenso gut wie dem Kämmerer, aus dessen Tagebucheinträgen manche solcher Kleinigkeiten in sein Kampagnebuch übergegangen sind.

Um die Siechen und die Fußgänger nach Koblenz befördern zu lassen, mietete der Herzog, was auch Goethe rühmend hervorhebt, ein Schiff, da Wagen nicht zur Verfügung standen. Ein Gedanke, auf den kein anderer General verfiel. Die Anordnung

¹ Kampagne S. 132.

² Tagebuch Wagners, 29. Oktober 1792.

kam den Kürassieren zugute, denen man die Pferde abgenommen hatte, um die festgefahrenen Kanonen damit zu bespannen; in ihren schweren, hohen Stulpenstiefeln wären sie außerstande gewesen, auf den schlammigen Wegen den langen Marsch durchzuhalten. Welch kläglicher Anblick für den schneidigen Reiterführer! Carl August meinte denn auch im Hinblick auf das Tempo des Rückmarsches, man müsse mehr von einem Schleichen seines Regiments reden.¹

In Trier, unterm niederschlagenden Eindruck der Einnahme von Mainz durch Custine, erreichte Goethe, der bis Ende Oktober hier blieb, die Anfrage seiner Mutter, ob er, wenn ihm jetzt, nach dem Tode seines Oheims, des Schöffen Textor, eine Frankfurter Ratsherrnstelle zufalle, sie annehmen würde. So lebhaft in diesem Augenblick vor seinem Geiste die Erinnerungen seiner reichsstädtischen Jugendzeit aufstiegen, er lehnte ab. Der Zeitpunkt war nicht dazu angetan, ihn auf solchen Posten zu locken: Mainz in französischen Händen, die Vaterstadt selbst bedroht! Doch war dies nicht der ausschlaggebende oder auch nur wichtigste Grund der Ablehnung. In seinem Absagebrief führte er vor allem die Dankesschuld an, die ihn an Carl August fessele und ihm nicht erlaube, seinen Posten in einem Moment zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedürfe.² So verdient es vollen Glauben, wenn der Dichter Jahrzehnte später auch in seiner literarischen Rückschau versichert, „selbst in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers“ wäre es ihm nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen. Die Dankbarkeit vielmehr, und eine solche ohne Grenzen, binde ihn an den Fürsten, der sich nun eine so lange Reihe von Jahren schon seine Dienste habe gefallen lassen und ihm Gelegenheit gegeben habe, sich zu entwickeln, welches unter keiner anderen vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre.

Es sind schöne, warmherzige Worte, die Goethe an dieser Stelle der „Kampagne in Frankreich“ seinem Herzog, der fürstlichen Familie und dem Weimarer Freundeskreis widmet, und sie werden

¹ Burkhardt, a. a. O. S. 293.

² An die Mutter, Weimar, 24. Dezember 1792, auf deren am 14. Dezember wiederholte mahnende Anfrage. – Goethe hatte ursprünglich mündlich bei einem dann nicht zustande gekommenen Besuch der Vaterstadt antworten wollen.

seinem früheren Empfinden entsprochen haben, das ihn in der Stunde der Entscheidung erfüllte: in der Betrübnis jenes geschichtlich so unheilvollen Augenblicks winkte das freundliche Bild der neuen Heimat und stellte sein ins Wanken geratenes inneres Gleichgewicht her.

In Koblenz nahm der Herzog Goethe, nachdem dieser in einem Kahn moselabwärts gefahren und wieder zu ihm gestoßen war, in seinem hübschen Quartier auf. Er selbst fühlte sich jetzt ziemlich erholungsbedürftig.¹ Seine Kürassiere wurden in den Dörfern gegenüber Neuwied untergebracht. Während an Carl August alsbald die Aufgabe herantrat, die Ausfälle auszugleichen, die sein Regiment im Bestand von Mannschaften, Pferden und Ausrüstung erlitten hatte, wiederholte sich der Dichter in einsamen Spaziergängen am Strom die wunderlichen Ereignisse der ganzen Wochen. Ja, man kann es aus den betreffenden Seiten des Kampagnebuches herauslesen, wie er gerade jetzt, an einem Ruhepunkt angelangt, eine Beute der auf ihn einstürmenden Stimmungen ward. Die aufleuchtende Erinnerung an früher hier erlebte friedliche Zeiten heiteren Genusses hatten nun, wo er gewahr wurde, daß man sich anschickte, den Feldzug auf dem rechten Stromufer fortzusetzen, etwas Erregendes. Es erfaßte ihn ein an Fluchtgefühl grenzendes Heimweh, und angesichts der herrlichen Rheinlandschaft packte ihn ein tiefes Verlangen, die gewalttätige Welt des Krieges, die ihm innerlich doch fremd geblieben, hinter sich zu lassen und an Freundesbrust aufzuatmen. Er ließ sich auf einem Nachen stromabwärts rudern und begab sich über Düsseldorf nach Pempelfort, wo er vier Wochen lang im Familienkreise Fritz Jacobis weilte. Hier bildete der unglückliche Feldzug in den ersten Tagen den Hauptgesprächsstoff. Anfangs Dezember folgte der Abstecher zur Fürstin Galitzin, der Beschützerin Hamanns, nach Münster. Mitte des Monats traf er wieder in Weimar ein, wo er das inzwischen umgebaute, wohl-eingerichtete Haus am Frauenplan schon in wohllichem Zustande fand. Für ihn war die Kampagne aus.

Während sich Goethe bereits in den Gefilden des Friedens erging, waren die Soldaten Carl Augusts eifrig am Werk, sich

¹ An Schnauß, 10. November.

wieder instand zu setzen. Es wurde Leder gekauft, das die im Regiment vorhandenen Schuster unter Koblenzer Meistern zu Stiefeln und Schuhen verarbeiteten; die Koller wurden mit gelber Kreide gesäubert und gefärbt, bald trabten die Reiter wieder ganz schmuck einher.¹ Der Monat November ging über diesen Verrichtungen hin.

Carl August hielt sich damals häufig im Hauptquartier zu Koblenz auf und speiste viel auswärts. Die Kampfpause und die Nähe der verantwortlichen Persönlichkeiten regte ihn an, das Erlebte zu überdenken. In sein Inneres sehen wir zwar nicht fortlaufend hinein; aber manche seiner brieflichen Äußerungen erlauben uns doch, ab und zu etwas von seiner Seelenlage zu erschauen. – Wie stark im Heere die Enttäuschung über den Herzog von Braunschweig war, die auch im Kampagnebuch des Dichters so oft anklingt, kann ihm nicht entgangen sein. Allen Anzeichen nach hat er selber sie durchgemacht. Wie sehr der Ohm an Vertrauen eingebüßt hatte, ist ihm von Goethe, da er mit vielerlei Kriegsvolk, mit Offizieren und gemeinen Soldaten in Berührung kam und den Braunschweiger keineswegs zu seinen Verehrern zählen durfte, sicherlich nicht verschwiegen worden. Denn sogar in der literarisch abgetönten, im Urteil so zurückhaltenden Rückschau des alternden Dichters schlägt etwas von der früheren, zeitweilig fast an Verzweiflung grenzenden Bitterkeit durch. Wieviel heftiger muß sie in den Tagen unmittelbarer Erschütterung sich hervorgewagt haben.

Sollten die beiden Freunde sich darüber ausgesprochen haben? – Schwerlich! Aber auch ohne Goethe ist Carl August sich gewiß darüber im klaren gewesen, daß das Ansehen des Oberbefehlshabers gelitten hatte. In jenem Brief aus dem Lager bei Louvemont hatte er der Mutter vorgerechnet, was alles zugunsten des Rückzuges geltend gemacht werden konnte. Vorwürfe oder Klagen gegen den Bruder Anna Amaliens waren darin nicht laut geworden. Daß er sie schonte, versteht man. Aber einen Monat später, in Neuwied,² nachdem seine Eindrücke sich weiterhin geklärt hatten, entschlüpft ihm denn doch einmal das Geständ-

¹ Goethe, Kampagne S. 142.

² Brief an Anna Amalia, 19. Oktober 92. Bergmann, a. a. O. S. 115 ff.

nis, er sei froh, nicht in der Haut des Oheims zu stecken. Der habe sich sicher erstaunlich vieles vorzuwerfen, betreffs mancher Dinge sei er jedoch sehr zu beklagen. Mündlich habe er mehr zu sagen! Man sieht, zum mindesten waren ihm Zweifel über die Feldherrnqualitäten Herzog Ferdinands aufgestiegen, und ohne daß er es möchte, dringt in seinen brieflichen Ergüssen bisweilen die Niedergeschlagenheit durch.

Über die Emigranten, denen er ursprünglich geneigt war, gab er sich schwerlich Trugschlüssen hin. Wohl fällt auf dem Rückzug gelegentlich ein Wort des Mitleids für sie, daß sie nun als Bettler in allen Landen herumzögen. Indessen, gleich nach Beginn des Feldzugs war ja das organisatorische und militärische Versagen der hochfahrenden Gesellschaft kraß vor aller Augen getreten, und der elegante Plunder, den sie mitführten, konnte ihm, der ein Soldat war und militärisch empfand, unmöglich gefallen. In den immer erbitterteren Urteilen des braven Kämmerers Wagner über die verweichlichten Grandseigneurs, die Frankreich ins Unglück gestürzt, dem Kaiser und dem König aber ein falsches Bild der französischen Verhältnisse entworfen hätten, hallt gewiß auch die Enttäuschung seines Herrn wider, der bisweilen seinem Groll Luft gemacht haben wird. Bekanntlich hatte auch Goethe für diese Opfer der großen Umwälzung wenig übrig. In Frankreich hatte er die gleichen Beobachtungen an diesen zweifelhaften Bundesgenossen gemacht wie sein fürstlicher Freund.

Wie aber stand Carl August zu der siegreichen Behauptung der Revolution? – Je länger der Krieg dauerte und je blutiger drüben das Jakobinertum wütete, desto grimmiger lauten seine Äußerungen. Freilich, was den militärischen Gegner anlangt, haben sich Ton und Stimmung seit Valmy geändert. Der klägliche Ausgang der Kampagne öffnete dem Herzog die Augen für den bisher unterschätzten Gegner. Er war zwar überzeugt, daß das preußische Heer auch auf dem Rückzug, den er selbst als „fürchterlich“ empfand, der Revolutionsarmee überlegen sei. Aber es war ihm doch, wie er in Briefen an seine heimatlichen Ratgeber wiederholt betont, aufgegangen, daß es keine kleine Sache sei, einer Nation wie der französischen mit Waffengewalt Herr zu werden. Indem er in solchem Zusammenhang die Worte Volk und Nation gebraucht, fühlte der Mann des Obrigkeitsstaates mehr oder minder

deutlich, daß der matte Wille der verbündeten Fürsten fast ohne Kampf den unberechenbaren Kräften eines erwachenden volkhaften Bewußtseins erlegen war, und dieser Ansicht ist er allem Anschein nach treu geblieben. Er hielt es daher für geboten, das brodelnde Frankreich sich selber zu überlassen und abzuwarten, was Dauer gewinnen werde.

Auch Goethe machte in dieser Hinsicht, wie man sich erinnert, eine ähnliche Entwicklung durch.¹ Noch während der Kampagne hatte er vor den überstürzt aufgestellten Revolutions-truppen geringe Achtung empfunden; aber im weiteren Verlauf der neunziger Jahre urteilt er über die Massenheere der Franzosen, über die ihnen innewohnende Kraft und Beweglichkeit viel besorgter, und zeitweilig, noch vor Napoleons Aufstieg, übte das „schreckliche Volk, das wie ein Gewitter dahinziehe“, eine fast lähmende Wirkung auf den Dichter aus. Befürchtete er doch von ihm eine Verknechtung seiner rheinischen Heimat.

Was der Herzog in den nächsten Monaten am Mittelrhein erlebte, ist nur Nachspiel zu dem Feldzug in Frankreich und Übergang zur Belagerung von Mainz.

Ende November wurde das herzogliche Regiment, dessen Chef die undurchsichtige Lage und Unsicherheit, welche Entschlüsse die Heerführung fassen werde, mit Ungeduld hingenommen hatte, wieder eingesetzt.² Es ward zunächst der Reserve unter dem Befehl des Kronprinzen von Preußen zugeteilt und sollte denn auch, nachdem ihm der Verlauf des Feldzuges in Frankreich die Möglichkeit, Lorbeeren zu ernten, fast ganz versagt hatte, wenigstens in einige Gefechtsberührung, wenn auch nicht zu größeren Kampfhandlungen, mit den Franzosen kommen, die schon während der vorausgegangenen Kampagne kräftig aus der Pfalz vorgestoßen waren. Sie hatten sich noch im Oktober (22.), wie schon erzählt, ohne Schwertstreich der Festung Mainz bemächtigt, und dieser wichtigen Eroberung war dann die Besetzung Frankfurts gefolgt. Als nun zu fürchten war, daß Custines Truppen, die weit ins Hessische bis nach Friedberg hin vorstießen,

¹ G. Roethe, a. a. O. S. 326.

² Für das folgende siehe P. v. Bojanowski, a. a. O. S. 68 ff.

auch Thüringen bedrohen würden, wallte das vaterländische Gefühl des Herzogs auf. Sowohl im Hauptquartier wie seinem Geheimen Consilium gegenüber trat er dafür ein, daß man die Aufstellung einer Reichsarmee, da sie doch eine ewig unbrauchbare Masse bleibe, nicht abwarten dürfe.¹ Es sollten vielmehr mitteldeutsche, nieder- und obersächsische Wehrkreise kurzentschlossen aus sich heraus Streitkräfte zum Schutze der Heimat auf die Beine bringen und mit den Truppen einer führenden Macht vereinigen. Er selbst erklärte sich bereit, für solchen Fall die Unterbringung größerer Verbände zu fördern, und hätte gerne sein eigenes Weimarisches Jägerbataillon freiwillig dafür zur Verfügung gestellt, zumal es für die Deckung des Landes zu verwenden war. Die übrigen Stände des Imperiums, dessen Schwerfälligkeit in jeder auswärtigen Krise versagte, zeigten geringeren Eifer als er. Die Anregungen des lebhaften, entschlußfreudigen Mannes versandeten. Statt dessen wurde in erbärmlichster Weise um die Aufstellung der Reichsarmee gefeilscht. Das Feldheer, so erholungsbedürftig es war, sah sich auf eigene Kraft angewiesen.

Bei der nun von Koblenz aus nach dem Süden hin ansetzenden Säuberung von französischen Truppen wirkte das Regiment des Weimarers mit, allerdings ohne daß es zu nennenswerten Gefechten kam.² Custine mußte seine bei Höchst bezogene Stellung vor den andringenden Preußen aufgeben, die nunmehr gegen Frankfurt vorgingen. Auch Goethes Mutter trug das einen Wechsel ihrer Quartiergäste ein, deren Eigentümlichkeiten die Frau Rat herzhaft und anschaulich in ihren Briefen charakterisierte. Im Zuge dieser militärischen Ereignisse am Mittelrhein und am Main kam es zu einer Begegnung zwischen dem Oberfeldherrn und seinem Weimarer Neffen, über die Carl August uns berichtet. Der Vorgang wirft ein scharfes Schlaglicht auf den einen wie den anderen.³ Der Herzog von Braunschweig warf nämlich im Kreise seiner Unterführer angesichts der vom Gegner stark befestigten Taunushöhen zwischen Oberursel und Kronberg die Frage auf,

¹ Vgl. G. Bahls, a. a. O. S. 48 ff.

² G. Bahls, a. a. O. S. 49.

³ Hierzu siehe G. Bahls S. 49 ff. nach Dokumenten der herzogl. Militärbibliothek C 1: 65. 7a u. b Bl. 4 (Weimar).

ob man nicht besser fahre, die preußischen Lande von Westfalen aus zu schützen als eine am Ende unangreifbare Stellung zu stürmen, um Frankfurt und Mainz zu befreien, wie es im Wunsche des Königs lag. Im Unterschied von den anderen Herren, die mit ihrer Meinung zurückhielten, gab Carl August dem Oheim eine Antwort, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigließ. „Die Beherrschung des linken Rheinufer“, so sprach er, „ist doch mindestens von Bedeutung! Und haben wir nicht auch gewisse Pflichten gegen unsere Mitstaaten, die wir in die schlimmste Bedrängnis gebracht haben und mit denen der König durch geheiligte Bande verknüpft ist?“ Heftig wandte darauf der Feldmarschall sein Pferd und ritt schweigend davon.

Die nächsten Ereignisse gaben Carl August auch militärisch recht. Beim Vorgehen gegen die Kronberger Höhen, die ohne Schwierigkeiten genommen wurden, fiel ihm die Aufgabe zu, mit den Dragoner-Schützen der Regimenter Lottum und Normann sowie einer halben reitenden Batterie einen Scheingriff auf Oberursel durchzuführen, während Prinz Hohenlohe die Flanke der Franzosen umging und sich der Höhen von Bergen und Homburg bemächtigte.¹ Beinahe kampflos zog sich der Feind auf die ersten Kanonenkugeln hin zurück. In Oberursel wurden bei der Einnahme der Ortschaft an die achtzig Mann gefangengenommen, der Herzog selbst nahm noch beim Einreiten einen Offizier und einen Dragoner fest. Auch fand sich ein Frauenzimmer in der Uniform der Nationalgarden ein.² Die Hauptarmee unter dem König erstürmte unterdessen Frankfurt, woran vorwiegend hessische Truppen beteiligt waren.³ Noch im Dezember rückte das Regiment des Weimarerers in die Nähe der noch in französischer Hand befindlichen Festung Königstein, welche die Straße von Frankfurt nach Koblenz beherrschte und nunmehr belagert

¹ Zum folgenden siehe P. v. Bojanowski, a. a. O. S. 68.

² Tagebuch Wagner, 2. Dezember 1792.

³ „Ich habe“, schrieb Frau Rat am 14. Dezember 1792 ihrem Sohn, „einen Offizier und 2 gemeine zu Einquartierung es sind Hessen – gute Leute aber /:unter uns gesagt:/ sehr arm – ich muß sie füttern, – die Franzosen hatten die Hüll und Füll – daß das sehr incomdirt kannst du leicht dencken – doch da es jeder thun muß so ists nicht anders.“

⁴ Siehe denselben bei G. Bahls, a. a. O. S. 51 ff.

wurde. Nachdem Custine mit dem Kern seiner Streitmacht über den Rhein zurückgewichen war und auf dem rechten Ufer nur noch einige wenige Plätze verteidigen ließ wie Hochheim, Castel und Königstein, trat eine kurze Ruhe ein.

Carl August begab sich nach Frankfurt, um dort die Wintermonate mit dem König und den anderen Fürsten zu verbringen, während der feindliche Oberbefehlshaber sein Hauptquartier in Mainz aufschlug. So gering war der Raum, der die Gegner trennte.

Begreiflich, daß es in der Umgebung von Mainz wiederholt zu Zusammenstößen kam, bei denen es sich vornehmlich um den Besitz von Hochheim handelte. Mitte Dezember (14. 12.) wurden die Franzosen durch die Preußen aus dem Orte hinausgeworfen, ein Unternehmen, an dem Carl August teilnahm. Am dritten Januar aber konnte der Feind sich Hochheims, und zwar ziemlich mühelos, wieder bemächtigen, da man merkwürdigerweise unterlassen hatte, es zu besetzen. Eine Schlappe, die das preußische Hauptquartier so bald wie möglich auszumerzen beschloß. Ohne daß er seinen Tatendurst hatte stillen können, schritt der Herzog ins neue Kriegsjahr hinüber. Stillhalten müssen war nicht seine Sache.

Um so tiefer traf es ihn, daß König Friedrich Wilhelm, als er am Dreikönigstag den Franzosen durch einen plötzlichen Überfall Hochheim erneut entriß, Carl August nicht mit einsetzte. Was in dessen Seele vorging, brachte noch am gleichen Tage ein eigenhändiger Brief an den obersten Kriegsherrn zum Ausdruck.⁴ „Sire! Eure Majestät haben heute ein schönes Gefecht geliefert! Sie beraubten mich des Vorzugs, dabei zu sein, durch das Geheimnis, das Sie über dieses Unternehmen zu bewahren befahlen, und zwar allen gegenüber, die auf das Glück zu hoffen wagten, Sie dorthin zu begleiten, wo Ehre und Gefahr gleichermaßen in Aussicht standen. – Die Brigade, die mir Eure Majestät anzuvertrauen geruhten, hatte daran freilich keinen Teil, aber die Unterkunft dieser Truppen ist so gewählt, daß ohne ein übernatürliches Ereignis meine Regimenter nicht zur Tätigkeit kommen können; in dieser sicheren Voraussetzung verlangte ich brennend dort zu sein, wo Eure Majestät waren, ich hoffte dort die Gelegenheit zu finden, Ihnen meinen Eifer und meine persönliche Ergebenheit zu beweisen, die einzigen Beweggründe, die mich an

Ihre Fahnen fesseln. Ich wagte mir zu schmeicheln, Sire, Sie würden mir hier die Möglichkeit verschaffen, mich der Verwandtschaft mit Eurer Majestät würdig zu erzeigen. Beim ersten Gefecht von Hochheim hatten Eure Majestät meine untertänigste Bitte gnädig erfüllt; gestern hat mich die Versicherung des Herrn von Manstein gegenüber dem Prinzen Louis Ferdinand, daß Euere Majestät bei dem heutigen Unternehmen durchaus keine Prinzen wollten, daran gehindert, diese Bitte zu wiederholen, und mir Stillschweigen auferlegt durch die vornehmste Dienstpflicht, den Gehorsam. – Mögen Eure Majestät ruhen, mir Ihre Güte dadurch zu erzeigen, daß Sie mich künftig dorthin stellen, wo ich mich auszeichnen kann, und mich nicht dadurch demütigen, daß Sie mich zurücklassen, wenn es gilt, Ruhm, nützliche Erfahrungen für Ihren Dienst und den Beifall der Öffentlichkeit zu erwerben.“ Ein Bekenntnis von starker Ursprünglichkeit, das dem männlichen Freimut Carl Augusts durchaus Ehre macht. Der König erwiderte denn auch, er wisse seinen edlen, flammenden Eifer wohl zu schätzen, der dem Herzog unfehlbar noch Gelegenheit geben werde, sich auszuzeichnen und seinen Namen denjenigen der berühmten Führer gleichzustellen. Aber strenges Geheimnis sei hier die erste Voraussetzung fürs Gelingen gewesen, und deshalb habe er die Zahl seiner Begleiter auf die wenigen unumgänglich notwendigen Adjutanten beschränkt. Im übrigen – fügte er mit leisem, nicht ganz unbegründetem Tadel hinzu – sei es für das Wohl des Dienstes wichtig, daß jeder auf seinem Posten bleibe! – Es war nicht die letzte militärische Enttäuschung, die der Herzog zu verwinden hatte.

Das für Carl August schmerzliche Erlebnis rückt für uns fast ins Licht geschichtlicher Ironie, vergegenwärtigt man sich die Sorgen, die sich um diese Zeit der Jahreswende die Weimarer Räte ums Wohl und Wehe ihres Landesherrn machten. Kurz zuvor hatte nämlich der Geheime Rat Voigt in einem dem Herzog unterbreiteten Memorandum angeregt, er möge im Hinblick auf die Lebensgefahr, in der er täglich schwebe, für den Fall seines Todes bestimmte Anordnungen treffen. Als nun aber gegen Jahresende der zur Erledigung von Verwaltungsgeschäften in Frankfurt eintreffende Geheime Rat Schmidt als Vertrauensmann des Geheimen Consiliums bei diesem zarten Punkt ein-

haken wollte, den er selbst als kitschig bezeichnet, hatte er damit beim Herzog wenig Glück. Kaum hatte er den Mund aufgetan, schnitt ihm Carl August die Rede dadurch ab, daß er ihm versicherte, er werde sich keiner unnötigen Gefahr aussetzen. Eine Beteuerung, in die Schmidt sofort Zweifel setzte! Er verhehlte sie seinem Weimarer Kollegen Voigt nicht. Erstens, schrieb er ihm, werde es Carl August ja doch nicht tun; zweitens habe er von dem, was gefährbringend sei, eine andere Vorstellung als die übrigen Sterblichen. Eine Bemerkung, die ja nun wirklich den Nagel auf den Kopf traf. Das war wenige Tage vor jenem Gefecht von Hochheim, das versäumt zu haben den Herzog so erregte.

Die Ruhe, die in den Wintermonaten zumeist auf dem Kriegsschauplatz einkehrte, wurde vom Hauptquartier zu eingehenden Besprechungen über den nächsten Feldzugsplan benutzt. Während Carl Augusts Kämmerer Wagner das Behagen dieser friedlichen Wochen mit Vergnügen genoß und die revolutionsfeindliche Gesinnung der Frankfurter Bürgerschaft mit Entzücken buchte, war sein Herr voll innerer Unruhe und Spannung. So sehr die Anwesenheit vieler Fürstlichkeiten die alte Reichsstadt belebte und so vertraut ihm selber das heimatliche Milieu Goethes war, Carl August empfand dieses Frankfurter Nachspiel zu der französischen Kampagne geradezu als eine Lähmung seiner Existenz. Zu gerne hätte er den Freund selber auf dessen Rückreise von Düsseldorf und Münster gesprochen; er ließ Goethe durch dessen Mutter bitten, nach Frankfurt zu kommen.¹ Doch nahm er es ihm nicht übel, daß dieser davon absah und sich unmittelbar

¹ Ihrem Sohn schrieb die Frau Rat am 4. Dezember bei Übermittlung des herzoglichen Wunsches: „Diesen Brief schreibe ich auf Befehl – doch thut mirs leid, dich aus deiner ruhigen Lage herauszuziehen, in eine Gegend, wo mann in beständiger Angst lebt und athmet. Biß vorgestern hatte ich noch immer guten Muth – aber nun bin ich sehr schwermüthig – so was läßt sich nicht Schreiben. Ich bin eine schlechte geografin – will dir also nur melden – daß der gantze Landstrich von Speyer, Worms und Maintz unsicher – und du auf dieser Rutte nicht her kommen kanst. Ich weiß nicht ob ich wünschen soll, dich bald zu sehen oder ob das Gegentheil zuträglicher wäre – Gott mag es lencken, ich weiß nichts. Lebe wohl! und schreibe wenigstens daß mann er-

nach Hause begab. „Unter den gegebenen Umständen“, schrieb er ihm (27. Dezember 1792), „war es dir nicht zu verargen, daß du in ein menschliches Leben zurückerlebst, da du das unmenschliche so treu mit mir außgehalten hattest.“¹

Aber man merkte es seinen Briefen aus Frankfurt an, wie sehr er den Freund entbehrte, wieviel er auf dem Herzen hatte, das er mit ihm bereden wollte. Selber um Urlaub nachzukommen, schien ihm unschicklich, nachdem der König und der Braunschweiger sich nicht vom Hauptquartier entfernten. Aber er empfand, nun Goethe ihn seinerseits nicht mehr aufgesucht hatte, doppelt schmerzlich, daß er sich nicht für Weimar frei machen konnte. Über die Absicht, den Feldzug fortzusetzen, die ihm in Frankfurt inzwischen zur Gewißheit geworden, hätte er sich zu gern mit ihm ausgesprochen; darüber lasse sich, meint er, nicht gut schreiben. Man spürt in den herzoglichen Briefen ein lebhaftes Bedürfnis, sich mitzuteilen, und er tut es, wo er auf Persönliches zu sprechen kommt, rückhaltlos und so unmittelbar, wie es in seiner Art lag. Übrigens hofft er sehr auf die Bindekraft Goethes in Weimar, da er hört, „daß unser Häuflein sehr zwiespältig“ sei, und er bittet ihn, dort zu bewirken, was er vermöge. Doch wußte er, wie weit die Ansichten Herders, Wielands und Knebels über die Revolution auseinandergingen und wie stark sie wiederum von den seinen und denen Goethes abwichen! So wünschte er, der Dichter möge in dieser Hinsicht etwas wie eine Einheitsfront der Geister schaffen, zumal er nun so viele eigene

fährt an was mann ist. Ich bin wenigstens vor jetzt, die verstimmte und sehr unruhige Frau Aja.“

Ein recht ungemütliches Stimmungsbild aus dem eben erst befreiten Frankfurt! Ähnlich äußert sie sich am 14. Dezember 1792, als sie nochmals auf die von ihr übermittelte Einladung des Herzogs zurückkommt: „Ich gabe dir schon in dem Schreiben einen Winck, daß es jetzt hier gar kein Spaß ist – nun da du gar 30 Meilen in dieser Witterung reißen soltest – um an einen Ort zu kommen – wo wann zum Unglück Custine zurück kommen sollte – du doch wieder fort müßtest; so dächte ich du entschuldigst dich so gut du könntest – Wir leben hir in täglicher Angst und Gefahr – und wenn ich einen gran Furcht mehr hätte als ich Gott sey Dank nicht habe; so ginge ich in die weite Welt – so aber soll und muß ichs abwarten.“

¹ Briefwechsel Carl August mit Goethe, herausgegeben von Hans Wahl, Bd. I. S. 167. (1915)

gewichtige Anschauung aus Frankreich nach Hause bringe. „Deine Ankunft“, schreibt er ihm liebenswürdig, „giebt dorten ein allgemeines Interesse und wirkt auf unsere *république*, wie der Krieg auf die fränkische“! Er macht Goethe zum Vertrauten seiner Sorgen um den „kreuzlahmen“ Bruder, weil sich Constantin gar nicht zu soldatischem Entschluß und Handeln aufraffen kann. Es war nicht das erste Mal, daß sich Goethe als Familien-diplomat des herzoglichen Hauses in einer schwierigen Situation betätigte; nur lag diesmal der Fall nicht so heikel wie vor einem Jahrzehnt, als Prinz Constantin von seiner verunglückten Auslandsreise zurückgekommen war und einer moralischen Stütze bedurfte.¹ Carl Augusts Anweisungen, Mahnungen und Wünsche bezüglich des Römischen Hauses, dessen Bau der Freund derweilen ernstlich fördern sollte, verraten, wie sehr er sich nach der Heimat sehnte. „Ich muß“, sagt Carl August, „um die Landschaftskaßen zu schonen, alle neue Baue über's Jahr einstellen; diesen Ruheort möchte ich aber nicht dareinbegreifen. Wenn man so lange abwesend war, möchte man doch gern sich endlich sicher wohin setzen.“ Aber er läßt Goethe weithin Freiheit in Plan und Ausführungsart: er möge so verfahren, als baue er für sich. „Unsere Bedürfnisse waren einander immer ähnlich“. Ein herzlicher Ausklang des alten, an gemeinsamem Erleben so reichen Kampagnejahres!

Mitte Januar traf auf Carl Augusts Wunsch die Herzogin bei ihm ein. Er fand sie zu seiner Freude „gesünder, munter und stärker“, als er erwartet hatte. Einmal war Goethes Mutter zusammen mit Madame La Roche und einigen preußischen Offizieren bei Luise mittags zu Tisch geladen. „Wir waren sehr vergnügt“, berichtete Frau Rat ihrem Sohne, „blieben bis fünf Uhr und gingen samt und sonders ins Schauspiel.“ – Dieser Besuch seiner Gemahlin, der auch auf die Geselligkeit anregend wirkte, hellte seine Stimmung etwas auf, ohne die Melancholie ganz verscheuchen zu können. Sie versammelten im eigenen Haus, erzählt er Goethe,² auf eine anständige Art die merkwürdigsten

¹ Vgl. dazu jetzt Willy Andreas, „Carl August von Weimar. Ein Leben mit Goethe“, S. 551 ff.

² Am 18. Februar 1793. Briefwechsel Carl Augusts mit Goethe, Bd. I S. 170 ff.

Leute aus ihrer Welt um sich, um durch nützliche Gespräche jenes Gefühl der Gelähmtheit etwas zu vermindern. Den Höfen von Darmstadt und Homburg wurden Besuche abgestattet; auch mit ihrer Schwester Amalie, der Erbprinzessin von Baden, hatte Luise in Mannheim eine Zusammenkunft. Erst Anfang März trat sie, sehr befriedigt über das Wiedersehen mit ihren Geschwistern, die Rückreise nach Weimar an. Von dort verfolgte sie mit erhöhtem Anteil die Vorgänge auf dem Kriegstheater, dem sie so nahe gewesen, und die weiteren Erlebnisse ihres Gemahls.

Einen Teil seiner unfreiwilligen Muße widmete Carl August der Wiederaufnahme seiner Regententätigkeit. Ganz hatte sie auch während der Kampagne in Frankreich nicht geruht.

Mit dem klugen, geschäftsgewandten Voigt, der ihm in den letzten Jahren Hauptberater geworden war, und dem bewährten, altväterisch biederem Schnauß war er brieflich in Fühlung geblieben, hatte ihre Berichte entgegengenommen und in Angelegenheiten, die ihm wichtig erschienen, seine Anweisungen erteilt. Unter anderem nahm die Neubesetzung einiger Professuren in Jena seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Volle innere Entspannung und Zufriedenheit schenkte ihm diese Arbeit an staatlichen Dingen ebensowenig wie die rege Frankfurter Geselligkeit.

Ende Dezember des alten Jahres traf der Geheimrat Johann Christoph Schmidt in Frankfurt ein, um sich mit dem Herzog über Verwaltungssachen zu besprechen. Namentlich die Festsetzung des Etats und die aus der Stellung eines Weimarer Kontingents erwachsenden Belastungen¹ machten die Anwesenheit eines Finanzkenners, wie Schmidt es war, erwünscht.

Der Ankömmling war nun schon einer der ältesten in der Hierarchie der Weimarischen Staatsdiener.² Vetter und Jugend-

¹ Vgl. P. v. Bojanowski, a. a. O. S. 71.

² Die folgende Charakteristik Johann Christoph Schmidts (1727–1807) beruht auf den von mir im Weimarischen Haus- und Staatsarchiv eingesehenen Berichten Schmidts an den Geheimrat Christian Gottlob Voigt vom Ende Dezember 1792 bis in den Februar 1793. Die wichtigsten werden zusammen mit anderen einschlägigen Dokumenten im II. Band des von Hans Tümmeler bearbeiteten Politischen Briefwechsels Carl Augusts zum Abdruck gelangen. Über J. Chr. Schmidt vergleiche ferner Fritz Hartung, a. a. O. namentlich S. 30 ff.

freund Klopstocks, Bruder der von dem Dichter verehrten Fanny, hatte dieser ihn einst besungen als „Schmidt, der mir gleich ist“.

Der Poesie seiner Jugendtage war der so Hochbelobte freilich seit lange entfremdet. Von Goethe schon während der Italienschen Reise als sein Nachfolger zur Leitung der Finanzen empfohlen, hatte der Kammerpräsident den Freund der Musen von ehemals in ihm gänzlich verdrängt. Ein gewissenhafter, tüchtiger, aber etwas schrullenhafter Beamter, ein bis zur Knausrigkeit sparsamer Haushalter, machte er nun in der lebenslustigen Hauptstadt und der Umgebung seines Fürsten eine eigenartige Figur. Fast wirkt er wie ein Fremdkörper, und kein Zweifel, von Tag zu Tag empfand er sich immer mehr als fehl am Platz, zumal er nicht ohne bürgerliche Ressentiments gegen die aristokratische Welt war.

Das muntere, genußfrohe Treiben ringsum, die Bälle der fürstlichen Herrschaften flößten ihm einen Horror ein. Er fand das Leben sehr teuer, sein eigener Aufenthalt kostete viel Geld. Selbstverständlich waren ihm auch die Ausgaben, die sich sein Landesherr leistete, zu hoch. Der Kämmerer Wagner möchte am liebsten Blut weinen, berichtete er Voigt. Jedes Diner kostete Carl August einhundertzwanzig bis einhundertdreißig Taler. „Der Herzog“, fügte er hinzu, „findet diese Ausgaben selbst sehr stark, aber erst, wenn sie bereits gemacht sind.“ So bereitete ihm auch ein Pferdeankauf Carl Augusts Kummer. Alles in allem, schätzte er, würden die Winterquartiere mehr kosten als die ganze vorjährige Kampagne. Das Geldausgeben, sagt er ein andermal schon gegen Ende seines Aufenthaltes, werde hier zur ansteckenden Krankheit.

Daß der Herr Kammerpräsident seinen Landesvater lieber daheim als im Kriege gesehen hätte, ist ihm nicht zu verargen; er teilte diese Ansicht mit vielen zu Hause. Schon in den achtziger Jahren, als Carl August in den preußischen Militärdienst eingetreten war, hatte dieser Entschluß in Weimar Mißfallen und Kritik ausgelöst. So ist es denn auch nicht weiter verwunderlich, daß Schmidt seinem Herzog kleine Enttäuschungen militärischer Art gönnte. Als Schmidt nach jenem Gefecht von Hochheim vernahm, wie betroffen Carl August war, daß ihn der König nicht hatte daran teilnehmen lassen, war er darüber in keiner Weise un-

gehalten. Im Gegenteil, er versprach sich davon sogar eine heilsame Wirkung. Hoffentlich, meinte er, werde dies Erlebnis dazu beitragen, daß sich Carl August „von seinen fatalen Militärverbindungen losmache“.

Über all das, was ihn bekümmerte, machte er seinem Herzen in den Briefen, die er seinem Kollegen Voigt nach Hause schrieb, Luft. Es geschah freilich in der quängeligen Art eines sauer-töpfigen Bürokraten. Daß er mit dienstlichen Anliegen so schwer an seinen Herrn herankam, weil es in dessen Gemächern wie in einem Taubenschlag zuging, verdroß ihn ganz besonders, und in der Tat hat Carl August den alten Mann nicht immer mit der ihm gebührenden Rücksicht behandelt. Wenn Schmidt sich am frühen Vormittag aus seinem bescheidenen Gasthof, dem Schwarzen Bock, aufmachte, um im herzoglichen Quartier Vortrag zu halten, mußte er reichlich lange warten, bis er zu Worte kam. Denn Carl August ließ sich in seinen Gewohnheiten nicht stören, sei es, daß er sich gerade ankleiden und frisieren ließ oder den Moniteur las, damals seine Leiblektüre. Dann strömten die Besucher herein, Prinzen, Generale, Offiziere aller Grade, so daß der arme Schmidt mitunter, wenn es bereits auf Mittag ging, vom vielen Stehen ermattet, sich entfernen mußte, ohne daß er überhaupt mit dem Herzog hatte reden können. Abends war natürlich auch nicht leicht Zugang zu ihm zu gewinnen.

Da Schmidt zu bemerken glaubte, Carl August lasse sich nur zu leicht ablenken und spreche nicht gern über Regierungsgeschäfte, fragte er sich, ob die leidige Kampagne ihm die Lust daran verleidet habe. Oder galt vielleicht jetzt sein Interesse mehr den großen Welthändeln? – An beiden Vermutungen des enttäuschten alten Staatsdieners war gewiß etwas Wahres. Doch malte er zu schwarz. Denn ganz vernachlässigte der Herzog seine landesherrlichen Pflichten nicht. Auch lag ihm, wie sein Schriftwechsel mit Voigt und Goethe bezeugt, Schmidts persönliche Art nicht besonders, obwohl er seinen Eifer anerkannte und ihm durchaus gestattete, Bedenken und Einwände vorzubringen. Er fand indessen, Schmidt schade sich und der Sache, weil er dazu neige, auftauchende Schwierigkeiten aus irgendeinem bösen Willen abzuleiten, statt sie aus ungünstigen Umständen zu erklären. Er bat sogar Voigt, gelegentlich in entsprechendem Sinn

auf seinen Weimarer Amtsgenossen einzuwirken, während dieser demselben Geheimrat Voigt nicht lebhaft genug beteuern konnte, wie überflüssig er sich in Frankfurt vorkomme und wie sehr er sich nach Weimar zurücksehne.

Freilich, mit der politischen Haltung, die einige Zierden des Weimarer Geisteslebens einnahmen, war Schmidt keineswegs einverstanden, und hierin berührte er sich weitgehend mit den Anschauungen Carl Augusts. Daß sich Herder und Wieland und in einer gewissen Art auch Knebel für die Ideen der Französischen Revolution erwärmten, mißfiel ihm. Es sei Mißbrauch ihres Talents, daß sie den Unordnungen der Demokratie das Wort redeten. – Ja, er argwöhnte, in dieser Manier verstecke sich einige Herrschsucht. Wäre solchen exaltierten Köpfen die Aufgabe anvertraut, die Welt zu regieren, so würde sehr bald das alte Chaos des Milton an Stelle der schönen Schöpfung treten, so kleidete er seine Entrüstung in eine halbwegs poetische Formel ein (18. Januar an Voigt). Die Verurteilung vollends Ludwigs des Sechzehnten und der Königsmord flößten ihm Entsetzen ein. Ihm schien, als habe ein böser Geist den Erdball völlig aus seiner Lage gebracht. Was in Frankreich geschah, war für ihn nach alledem nur noch Raserei.

Im allgemeinen waren es keine besonders aufregenden Dinge, die seine Weimarer Räte Carl August zu melden hatten. Als sich freilich der Schrecken über die Verstöße der Custineschen Truppen bis nach Thüringen fortpflanzte, fragte man sich in Weimarer Regierungskreisen angesichts der lebhaften Begleitmusik der revolutionären Propaganda, wieweit auf die Untertanen Verlaß sei. Da und dort schickten sich politische Räsoneurs an, die allgemeine Aufregung mit ihrem Gerede von Freiheit und Gleichheit zu schüren.

Aber selbst in Eisenach, wo sich aus örtlichen Ursachen einige Verärgerung angesammelt hatte, war die Furcht vor den Franzosen größer als die Hoffnung auf die freiheitlichen Segnungen, die sie mitbringen würden, und mit Recht legte das Geheime Consilium solchen Stimmungsschwankungen und der törichten Aufwallung einzelner Bürger keine ernste Bedeutung bei.

Gegen die Staatsführung richtete sich keinerlei Groll und schon gar nicht gegen den Landesherrn selber. Es ging vielmehr auch

aus den amtlichen Berichten über das Verhalten der dortigen Bevölkerung wieder einmal hervor, wie sehr man auch hier die baldige Rückkehr des menschenfreundlichen Landesvaters wünschte. Gerade von ihm wurde die Abstellung dieser und jener wirtschaftlichen Beschwerden erhofft. Es entsprach daher der klugen Regierungslinie ihres Herzogs, wenn die Geheimen Räte davon absehen, die freie Meinungsäußerung zu beschränken oder fremde Zeitungen zu verbieten, wie denn auch Goethe, den sein Kollege Voigt befragte, ganz im Geiste des Bürgergenerals dazu riet, Kleinigkeiten solle man übersehen.¹

Bei Carl August selbst ging die innere Auseinandersetzung mit dem Franzosentum, nachdem er es während des Krieges in seinen verschiedensten Spielarten, Alt- und Neufranken, Revolutions-truppen und Emigranten, kennengelernt hatte, weiter. Er habe nichts dem jüdischen Charakter Ähnlicheres gefunden als den der Franzosen, schrieb er an Knebel; und im selben Brief von Mitte Januar heißt es weiter: er wende sich von „dieser Nation mit einem wahren Ekel“ ab. Er fand sie alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls sei bei ihnen ausgelöscht. Was helfe da, meinte er, der hochbelobte Attizismus und ihre Treibhauskultur, wenn alles Ehrbare und Dauerhafte, wenn alles der Erhaltung Würdige, das es sichern könne, erloschen sei. Um so mehr – fuhr er fort – müsse nun jeder bestrebt sein, den Nachkommen die größte Einfachheit einzuflößen, sie allein mache glücklich. Man fühlte es, er wollte sich selber zu einem gewissen Stoizismus überreden.

Ja, er sprach es Goethe gegenüber aus: hülfe es etwas, besser zu werden, dann glaube er, für sich durch die Befestigung seiner stoischen Sinnesweise gewonnen zu haben. Wenn er in dem fast weichen Briefe vom achtzehnten Februar dem Freunde über nicht erfüllte Hoffnungen klagte, die von Jugend an seiner Einbildungskraft geschmeichelt hätten, dann klingt aus der militärischen doch wohl auch die politische Enttäuschung heraus. Denn das

¹ So Fritz Hartung, „Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775–1828“, S. 195. – Vgl. ferner über „Lage und Stimmung der Bevölkerung des Fürstentums Eisenach im November 1792“ Willy Andreas in Zeitschr. des Vereins f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde N. F. Bd. XXXI (1934) S. 171 ff.

Mißtrauen und die Uneinigkeit der Verbündeten, der Mangel an großen Leitgedanken, die Schwunglosigkeit der übrigen Reichsstände, dies alles bot wirklich kein erhebendes Bild. Nicht verwunderlich, daß etwas davon auf den Herzog abfärbte.

Und doch war er davon überzeugt, daß ein guter Kern im deutschen Volke stecke. Daß z. B. hessische Bauern bei Nauheim ohne militärische Hilfe die Franzosen aus ihrer Gegend vertrieben, erfüllte ihn mit wahrer Freude. Gäbe es nur, äußerte er zu Knebel, ein Mittel, diesen Geist in allen deutschen Adern fließen, ihn allgemein und zu ein und demselben Augenblick wirksam zu machen, dann wäre das Vaterland nicht so geplagt wie gerade jetzt!¹

Seit dem Herbst wurde am Regensburger Reichstag auf kaiserlichen Anstoß darüber verhandelt, das Reich zum förmlichen Eintritt in den Krieg zu bewegen.² Die Beratungen, die sich über den ganzen Winter hinzogen, spiegelten die Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse wider. Der mangelnde Opfermut und die Reichsverdrossenheit der Stände trieb die absonderlichsten, häßlichsten Blüten. Monatlang sollte es denn auch noch dauern, bis die Kriegserklärung an die Französische Republik zum Beschluß erhoben werden konnte. Erst gegen Ende März nächsten Jahres (1793) raffte man sich dazu auf. Immerhin war ein kleiner Schritt vorwärts getan, als Ausgang November in Regensburg der Beschluß durchgesetzt wurde, zur schleunigen Befreiung der bedrängten Gebiete ein Triplum der Kontingente ins Feld zu stellen. In Weimar sah man diesen vermehrten Aufwendungen, die unliebsam an die Lasten des Siebenjährigen Krieges erinnerten, mit Sorge entgegen. Als brauchbar standen nur ein paar Kompanien wohlgeübter Büchschützen zur Verfügung; sie kamen ungefähr dem Simplum der Reichshilfe gleich. Carl August dachte nun daran, zwei- bis dreihundert seiner Jäger zu stellen, und steuerte immer wieder zum Kummer des Geheimen Rats Schmidt, der ihm ebenso beharrlich seine Gegenstände aufstichtete und eine Ablösung in Geld befürwortete,

¹ An Knebel, Frankfurt a. M., 13. Januar 1793.

² Siehe darüber K. Th. v. Heigel, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Auflösung des Alten Reichs, Bd. II S. 87.

darauf zu. In Carl Augusts Briefen an Voigt, an Schnauß und selbst in denen an Goethe findet sich der Niederschlag der geführten Verhandlungen und Beobachtungen, die er dabei an seinen Ständen und seinen Nachbarn machte. Die zwiespältigen und peinlichen Eindrücke, die er dabei gewann, waren nicht geeignet, eine besondere Kriegsbegeisterung in ihm zu erwecken. Auch er ließ hartnäckig um die Beisteuer Weimars mit sich handeln. Die Erwartung seines Sachbearbeiters Schmidt, es würde dabei der eigene Kampagneinsatz des Herzogs gleichsam als Plus mitangerechnet, erfüllte sich freilich nicht. Nach langem Hin und Her fand man es am vorteilhaftesten, das dreifache Kontingent, das auf $132\frac{1}{2}$ Mann Kavallerie und $269\frac{2}{3}$ Mann Infanterie veranschlagt war, mit laufenden Geldleistungen in der Gesamthöhe von $66666\frac{2}{3}$ Kaisergulden beim Reich abzulösen. Daß die Weimarischen Landstände die hierzu geforderten Beträge herabzudrücken suchten, während die Eisenachischen Vertreter sie ohne Murren bewilligten, ärgerte den Herzog und bestärkte ihn in der Ansicht, wie überflüssig im Grund solche ständischen Versammlungen seien. Im übrigen hielt auch er, als er die Säumigkeit der anderen Staaten gewahr wurde, mit den ratenweisen Zahlungen an die Reichsoperationskasse zurück.

Vorübergehend, als weitere Truppen in Sold genommen werden sollten, erwog er abermals, Scharfschützen kommen zu lassen, unter der Voraussetzung, daß auch Kursachsen seine Haustruppen stelle und das Weimarer Bataillon dem sächsischen Korps zugeteilt werde. Dabei würden, so rechnete er, vielleicht jene Kontingentsgelder größtenteils wieder eingebracht werden. Ein seltsam verwickelter Einfall, da er doch zur Ablösung von Landeskindern in die Tasche griff und dies Geld wiederum durch Vermietung seiner Untertanen an die Kriegführenden in anderer Weise einzuholen gedachte! Geheimrat Schmidt war unglücklich darüber, daß sich Serenissimus immer wieder darin verrannte, die Weimarischen Jäger anzubieten, und sogar mit dem König schon darüber sprach. Ihm schien dies, schrieb er bitter an Voigt, auf Menschenhandel hinauszulaufen, was der Herzog jedoch nicht wahr haben wolle. In seiner Art tapfer, gab sich Schmidt alle Mühe, seinem Herrn diesen Plan auszureden, und er erregte sich darüber so, daß er den Tränen nahe war. Carl August wurde

seiner Bewegung gewahr; so verblendet war er nicht, den recht-schaffenen Eifer seines erprobten Rates zu verkennen, und bot darum seinerseits alle Beredsamkeit auf, ihn für seinen eigenen Standpunkt zu gewinnen. Die Gegengründe, die er dafür ins Feld führte, leuchteten indessen Schmidt wenig ein. Er fühlte sich sogar an ein unfreundliches Wort von Herder erinnert, der einmal gesagt hatte, der Herzog sei der größte Sophist in seinem Lande. – Doch schießt der Vorwurf, Carl August habe Schacher mit Landeskindern im Sinne gehabt, wie ihn andere Kleinfürsten des Jahrhunderts getrieben, übers Ziel hinaus, obwohl ein peinlicher Rest nicht wegzuleugnen ist. In seinen Briefen an Goethe begründete er jenen Gedanken damit, daß Bauern, die im Felde zusammen mit ihren Fürsten aushielten, fester, brauchbarer und treuer seien als Weichlinge, denen es zur Gewohnheit geworden, Kriegsdienste mit ewigen Höllenstrafen zu verwechseln! Man sieht: Militärisches Empfinden und landesherrliche Rechenkünste gehen in dem Plane sonderbar nebeneinander her. Auch ein Beisatz von Reichspatriotismus war darin enthalten. Da Kursachsen ablehnte, wurde nichts daraus.

Noch vor Beginn des Frühjahrsfeldzuges erlitt der Herzog die Enttäuschung, daß bei einer Personalverschiebung in den höheren Führerstellen der Reiterei der bisherige Generalstabschef des Emigrantenkorps, Generalleutnant von Schönfeldt, ein tüchtiger Offizier, der aber den Feldzug in Frankreich nicht mitgemacht hatte, den Befehl über einen Flügel der Linienkavallerie erhielt und nicht er selbst, der als ältester Generalmajor bei der Heeresabteilung die Ernennung hierzu erwartete, zumal er schon im zweiten Jahre vor dem Feinde stand. Er klagte zwar dem König seinen Verdruß, auch dem Kronprinzen und anderen Generalen, ging aber, so scheint es, dabei nicht so deutlich aus sich heraus, wie es seinem verletzten Empfinden entsprach. Er habe, meint er, nicht die Gabe, für sich selbst so zu sprechen wie für seine Untergebenen: Verlegenheit und Stolz banden ihm die Zunge. Um so rückhaltloser strömte er seinen Kummer über die angeblich Zurücksetzung in einem Schreiben an den Marchese Lucchesini aus, mit dem auch Goethe schon in Trier auf Wunsch Carl Augusts die einst in Rom gewonnene persönliche Fühlung wieder aufgenommen hatte.

Am liebsten hätte er dem König seinen Degen sogleich zu Füßen gelegt und das preußische Heer verlassen, wäre es nicht gegen sein soldatisches Gefühl gewesen, so kurz vor Beginn der Kampfhandlungen vom Kriegsschauplatz abzutreten. Doch gab er deutlich zu verstehen daß er im gegebenen Augenblick die Folgerung ziehen werde. Zeitweilig dachte er daran, dem Prinzen Josias von Coburg, der an der Spitze der österreichischen und der Reichstruppen stand und ihm auch menschlich zusagte, seine Dienste anzubieten. So läßt er sich der Mutter gegenüber vernehmen. Allein er machte die Drohung nicht wahr.

Eine unbefangene Prüfung aller Umstände unter militärischen Gesichtspunkten¹ ergibt, daß Carl August den Vorgang, der sich durchaus im Rahmen des Üblichen abspielte allzu leidenschaftlich als Kränkung und Ausdruck mangelnden Zutrauens in seine Fähigkeiten auffaßte. Er war nicht einmal übergangen, geschweige denn von einem Jüngeren oder Untüchtigeren beiseite geschoben worden. Daß er so empfand, war mehr als eine Aufwallung des Ehrgeizes. In schmerzlichen, fast entsagungsvollen Tönen klingt ein reizbares, ja übersteigertes Ehrgefühl an, ob dessen Verwundung er nun glaubte, „die Bahn des Ruhmes“ verlassen zu sollen. Der derbe Kriegsmann war, wie sich hier wieder einmal zeigte, zarter besaitet, als er selber wohl ahnte. Die Empfindsamkeit des versinkenden Jahrhunderts lebte auch in ihm und setzte ihn der Gefahr aus, die Wirklichkeit nicht so unbekümmert und handgreiflich zu nehmen, wie es der Soldat in einem Dasein, wo die Glückswaage auf und ab schnellte, tun muß.

Das Zerwürfnis wurde dadurch, daß Carl August seinem Wunsche entsprechend nunmehr zum Kalckreuthschen Korps kam, zunächst verschleiert, wenn auch nicht aus der Welt geschafft. Dies hatte den Vorzug, daß er bei seinem Regiment bleiben konnte, und Kalckreuth, der sich um die Sicherung des Rückzuges aus der Kampagne Verdienste erworben hatte, schätzte er hoch. Den Rücktritt zum Herbst behielt er sich ausdrücklich vor, und dies teilte er mit einem gewissen Trotz auch Goethe mit. Dem Oheim von Braunschweig aber, der sich für ihn ins Mittel gelegt hatte, schrieb er murrend, niemals werde er es vergessen können,

¹ Vgl. darüber zusammenfassend G. Bahls, a. a. O. S. 56.

daß ihn der König dem General von Schönfeldt aufgeopfert hätte. In seinem scharfen Urteil über Friedrich Wilhelm schwang der Groll über dieses Erlebnis weiter, und in einer späteren Denkschrift zu einer Kabinettsordre des Nachfolgers, Friedrich Wilhelms des Dritten, worin er sich gegen das Avancement außerhalb der Anciennität wendet als nicht zu vereinbaren mit dem Ehrgefühl eines Offiziers, wallt auch die Erinnerung an jenes Vorkommnis noch einmal bitter auf. Ein Stachel saß ihm im Herzen, obwohl er seinem neuen Vorgesetzten, dem Grafen Kalckreuth, einem tüchtigen, weltgewandten Truppenführer, in munterer Laune entgegenkam und Goethe, als die Kämpfe wieder einsetzten, den Eindruck gewann, der Herzog fühle sich glücklich in seinem Elemente wie der Fisch im Wasser.

Der weitere Verlauf der Ereignisse mußte es zeigen, ob Carl August in seinem militärischen Beruf mehr zur Geltung kam als bisher.

Immer wieder sind in diesen Wintermonaten Carl Augusts Gedanken nach Weimar gewandert. Es verlangte ihn nach der Heimat. Goethe schrieb er mehrere Male ausführlich: er hatte ihm vielerlei zu sagen, u. a. auch, daß er die Briefe von Emilie Gore schmerzlich entbehre; er möge ihr das bestellen. Es war die reizvolle Tochter des sehr wohlhabenden, kunstliebenden Mr. Gore, eines früheren englischen Schiffsbaumeisters, der seit einiger Zeit mit seinen beiden Töchtern Elise und Emilie in Weimar lebte. – Den eben erst entstandenen „Reineke Fuchs“ las er mit Vergnügen. Da alles Vieh seinen Schöpfer lobe, schrieb er dem Dichter unter Anspielung auf die gemeinsam ausgestandenen Leiden des Vorjahres, sei es nicht unchristlich, einen Winter den Tieren zu widmen, nachdem Sommer und Herbst den Anlaß gegeben hatten, sich von den Menschen zu entfernen! Das Trauma der Kampagne in Frankreich war also bei ihm noch nicht ausgeheilt. Die militärischen Begebenheiten auf anderen Kriegsschauplätzen verfolgte er eifrig, den Aussichten des bevorstehenden neuen Frühjahrsfeldzuges sah er hoffnungsvoll, aber ohne jeden Überschwang entgegen. Das üble Verhalten Karl Theodors von der Pfalz, das die Operationen des österreichischen Generals Wurmser erschwerte, empörte ihn. Andererseits nahm er erste auf-

keimende Gerüchte von einem Abfall Dumouriez' als günstige Vorzeichen auf, ebenso die Aussicht auf eine Unterstützung der Koalition durch England. Auch über diese Dinge suchte er Goethe möglichst ins Bild zu setzen; ihm standen im Augenblick am Sitz der obersten Heerführung bessere Nachrichtenquellen zu Gebote als jenem in Weimar.

Politisch hatte sich sein Standpunkt weiter gefestigt, ja, eine gewisse Verhärtung ist spürbar. Die Zuspitzung zum System des Terrors und die Nachricht vom Pariser Königsmord waren nicht dazu angetan, ihn milder zu stimmen. Deutlich sind zu Ausgang des Winters seine Urteile auf einen noch schärferen Ton gestimmt. Man wird darin den unmittelbaren Reflex jener greulichen Ereignisse erblicken müssen, wirkten sie doch auch auf viele Mitläufer der Revolution in Deutschland ernüchternd zurück. Carl August redete sich jetzt gegen die revolutionsfreundlichen Bücherfabrikanten und Skribenten unter den Deutschen in einen wahren Zorn hinein. Gerade hier in der Maingegend, erzählt er dem Freunde, habe er aus tausend Gesprächen mit Leuten aller Stände die Überzeugung gewonnen, wie ernstlich die Gefahr gewesen sei. Daher begrüße er es schließlich doch, daß dieser tolle Krieg, so unglücklich man ihn geführt habe, unternommen worden sei, damit die Menschen aus Erfahrung die eigentlichen Absichten der „Freyfrancken“ kennenlernten, nämlich: Besitzenden die Hosen auszuziehen! Besonders scharf ging er mit Forster und Konsorten ins Gericht, weil sie durch die Kraft der Ansteckung und den Gleichklang ihres Gefühls sich zu sinnlosen Handlungen von schwärzester Undankbarkeit hätten verleiten lassen. Ebenso wenig war Carl August davon erbaut, daß auch im freien Frankfurt junge Köpfe und selbst reiche Kaufleute sich so hätten benebeln lassen, daß sie sogar für Deutschland die französische Zerstörungswut herbeiwünschten. Ja, es habe im eigenen Vaterland, meint er, schon recht böse ausgesehen, das Feuer habe unter der Asche geglimmt. Wäre es aber zum wirklichen Ausbruch gekommen, so hätten die Franzosen die angezettelten Unruhen benutzt, um einzudringen und nach Willkür zu hausen; dann hätte es aber auch weit schrecklicherer Mittel als des jetzigen Krieges bedurft, um Ruhe, Ordnung und sicheren Besitz zu erhalten. Man fühlt: des Herzogs Predigt wider die unheim-

liche Macht der revolutionären Gedanken war zugleich an jene Weimarer Geister gerichtet, die noch einer Abkühlung gegenüber Frankreich bedurften. Doch ging Carl August nicht so weit, zu behaupten, die kriegführenden Mächte hätten ein vollkommen klares Bild von der Deutschland und Europa drohenden westlichen Zukunftsgefahr gehabt, als sie losschlügen; er war vielmehr überzeugt, daß die Grundsätze, nach denen jene handelten, „dunkel und unweise“ waren. Jetzt freilich, bekennt er aufs entschiedenste, hielt er es für ein Glück, daß die Sache so gekommen sei, und er zog daraus die Folgerung, daß man alle Mittel anwenden müsse, nicht noch einmal in eine derart bedrohliche Lage zu geraten.

Ob Carl August mit diesen Worten die Situation richtig beurteilte, ob er nicht auch jetzt noch von allzu optimistischen Erwartungen ausging, konnte nur der weitere Verlauf der Kriegshandlungen erweisen. Mit dem Ende des Winters und dem anbrechenden Frühjahr gingen die Verbündeten zu neuen Taten über. Der Kampagne in Frankreich folgte die Belagerung von Mainz, dem Fehlschlag in Feindesland die Rückeroberung einer deutschen Festung von hoher militärischer Bedeutung und damit von großer politischer Tragweite. Auch dabei sah sich Carl August als Truppenführer mit eingesetzt, und wiederum teilte er das neue militärische Erlebnis mit dem Freunde, mit Johann Wolfgang Goethe.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Sitzungsberichte der philosophisch-historische Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München](#)

Jahr/Year: 1954

Band/Volume: [1954](#)

Autor(en)/Author(s): Andreas Willy, Schnabel Franz

Artikel/Article: [Carl August von Weimar in und nach der Kampagne gegen Frankreich 1-71](#)